

Nr. 8 | Verlagsort Göttingen | August 1951 | Einzelpreis 0,35 DM | Jahrgang 2

DR. WALTER SCHLUSNUS:

„Wir haben das Korn geschnitten . . ."

Wenn der Glanz des Sommers, die Sonnenpracht der heißen Wochen über der Erde steht, reift das Getreide auf den weiten Feldern Ostpreußens. Schier geblendet wird das Auge von dem goldenen Schimmer der Ähren ringsum bis zu der flimmernden Linie, wo der lichtblaue Himmel im grellen Sonnenlicht die gelbe Erde in dunstiger Ferne berührt. Von Johanni bis Bartholomäi dauert diese segensreiche Zeit, und sie ist nur kurz. Aber wenn sich die Wünsche des Volksmundes nach den alten Wetterregeln erfüllen, genügen die wenigen Wochen vollauf, um den ganzen Erntesegen in den Scheunen zu bergen. Die Zeit der Reife und die Erntezeit fallen bei dem kurzen ostpreußischen Sommer fast zusammen. Ab Johanni darf es deshalb nicht mehr regnen, so wünscht es sich der um die Ernte besorgte Landmann: „Johanniregen ist ohne Segen!" Doch schon zu Bartholomäi (24. August) muß das Korn in den Scheuern sein, denn längere Trockenzeit würde wiederum die Feldfrüchte des Herbstes verderben: „Wenn es zu Bartholomäi regnet, wird der Herbst trocken, und die Kartoffeln gedeihen gut!"

Jetzt ist die hohe Zeit des Jahres, die Erntezeit. Wenn die Sensen im Schwung der Männerarme erklingen und die Binderinnen sich eilen müssen, mit dem Schritt der Mäher im Binden der Garben mitzukommen, wenn die langen Reihen der Schnitter und Schnitterinnen im Rhythmus der Arbeit durch die welligen Kornfelder ziehen, dann gibt es keinen Müßigen. Jeder nimmt Anteil an dieser Arbeit des Kornschneidens, von den Schuljungens angefangen bis zum ältesten Mütterchen. Der vorübergehende Nachbar oder Fremde ruft den Schnittern ein freundliches „Viel Glück!" zu. Auf dem Felde weckt der Schweiß der Arbeit und die Hitze des Tages brennenden Durst, daß auch zurückhaltende Gemüter sich zum abkühlenden Trunk ermuntert fühlen. Eine stille Verabredung besteht deshalb unter den Schnittern: Jeder achtet darauf, wann der Hofbesitzer auf dem Felde erscheint, um nach dem Fortgang der Arbeit zu sehen. Wird er dann von einer Schnitterin unvermutet überrascht und „gebunden", dann muß er sich durch eine Extra-Spende mit Geld, Bier oder Schnaps „loskaufen". Erst wenn er mit dem erfrischenden Getränk wieder aufs Feld kommt, darf er das Seil aus Ähren, das ihm um den Arm gebunden ist, lösen.

So ist die Erntearbeit nach alter Überlieferung mit der Ausübung vieler Bräuche verbunden, deren Sinn in der Verknüpfung von Naturgesetz und Menschenleben begründet ist. Schon der Beginn der Ernte wird von den ausziehenden Schnittern und Schnitterinnen mit einem feierlichen Lied begangen, wie solch frommer Anfang auch bei manch anderer Gelegenheit im ländlichen Leben Sitte und Brauch ist.

„Das Feld ist weiß, die Ähren nun sich neigen,
um ihrem Schöpfer Ehre zu erweisen;
sie rufen: Schnitter, laß die Sensen klingen
und unsers Herren Lob zum Himmel dringen!

Ein Jahr, Allgüt'ger, ließest du gedeihen,
bis sich gereift die Saat zum Brot will weihen;
wir sammeln nun die dargebotne Gabe.
Von dir, o Herr, kommt alle unsre Habe.

Dein Ruhm besteh' in alle Ewigkeiten,
und wollest stets uns Armen Schutz bereiten.
Laß unsern Preis zu deinem Ohre dringen,
von deinen Taten wolln wir fröhlich singen.

(Ostpr. Erntelied aus Masuren)

Wirkliche Festtage sind die Erntetage. Frischer „Fladen" und ein kräftiger Trunk gehören als besondere Zusatz-Erfrischung dazu. Und wenn gegen Abend die Garben zu Hocken zusammengestellt werden und die Hockenreihen weit über die Felder bis in den vom abendlichen Sonnenlicht erstrahlenden Himmel verlaufen, erklingt unter den vom Segen der Tagesarbeit erfüllten, heimkehrenden Männern und Frauen das alte Lied:

„Es dunkelt schon auf der Heide, nach Hause laßt uns gehn,
wir haben das Korn geschnitten mit unserm blanken Schwert . . ."

Schon fahren unablässig die mit vier Pferden bespannten, hochgetürmten Erntewagen zur Tenne, kunstvoll mit Peitschenknall vom Sattel aus gelenkt, hindurch die Tücken der schmalen Feldwege, hohen Wegeböschungen und vorspringenden Zaunecken. Die abgestakten Wagen rasseln aufs neue in schlankem Trabe, vom Jauchzen der in der Kunst des Ladens wetteifernden Mädchen begleitet, aufs Feld. Keiner der Kutscher und keins der Mädchen möchte die Schande auf sich nehmen, mit einem schlecht geladenen Fuder oder einem schlecht kutschierten Gespann umzukippen oder die halbe Ladung im Trab zu verlieren. Achsen und Leitern haben dabei gewiß etwas auszuhalten. Aber jetzt beim Einfahren zeigt es sich, wer seine Sache versteht. Stolz steht der Bauer am Hoftor und wacht aufmerksam darüber, daß kein Hemmnis den Fluß der Arbeiten unterbricht. Auch die Jungens haben in der Erntezeit ihren großen Tag. Jetzt haben sie Gelegenheit, auch einmal vierelang zu kutschieren. Wenn der Gespannführer auf dem Felde die Forke zum Staken ergreift, um seiner „Laderin" Bewegung zu verschaffen, haben sie schon die zugeworfene Leine und Peitsche aufgenommen und sitzen im Sattel, um kunsgerecht „weiterzufahren". Wer von den Zwölfjährigen Pech hat und die von Bremsen geplagten Pferde nicht dirigieren kann, erlebt in den Augen der Altersgenossen den Schimpf, in angemessener Entfernung zuschauen oder die Gänse auf den Stoppeln hüten zu müssen.

H ö h e p u n k t der Erntezeit ist in Ostpreußen die Beendigung des Roggenschnitts. Dieses Ereignis wird zu einem regelrechten Fest, bei dem die Freude über das vollbrachte Jahreswerk an Übermut grenzt. Das innige Bewußtsein der ewigen, gleichen Gesetzlichkeit von Natur und Leben, wie es vom ländlichen Menschen erlebt wird, erregt alle Beteiligten zu festlicher Stimmung, in die sich selbstbewußte Freude über das gelungene Werk eigener Mühe und Arbeit und tief empfundener Dank für den Segen der Erde mischen. Der hoffnungsvolle Wunsch, das Glück des Reichtums dieser Erde für Haus und Hof auch in Zukunft zu besitzen, ist das innere Motiv, allen, die zum Gelingen des Werkes beigetragen haben, gern und freudig vom Überfluß zu spenden. Das ist eine gleiche Selbstverständlichkeit wie die Sitte, die Symbole des Erntesegens heilig und in Ehren zu halten. Von Jahr zu Jahr werden sie im Hause bewahrt, — und solange die Erntekrone am Deckenbalken hängt, solange geht das Brot im Hause nicht aus.

Das ostpreußische Erntebrauchtum ist tief verwurzelt in der Überlieferung der altpreußischen Vorfahren. Wenn gelegentlich noch vor 400 Jahren das ostpreußische Landvolk im Herbste dem Gott der Fruchtbarkeit und des Ackersegens, der gleichzeitig Schutzherr alles jungen Lebens war, Ähren- und Früchteopfer darbrachte, so konnten sich diese Bräuche bis in die Gegenwart lebendig erhalten. Der Gott des Ackersegens der altpreußischen Mythologie

(Fortsetzung auf Seite 2)



Treuburg, die deutsche Stadt an der Grenze

Bekenntnis zu Gesamtdeutschland

Im gesamten Bundesgebiet und in Berlin werden sich am 5. August Millionen Heimatvertriebener zusammenfinden, um den „Tag der Heimat" zu begehen. Mit ihnen werden sich auch alle Westdeutschen, die sich ihrer gesamtdeutschen Verantwortung bewußt sind, zum deutschen Osten und damit zu Gesamtdeutschland bekennen. Der „Tag der Heimat" soll für uns nicht nur ein Tag der Erinnerung an unsere Heimat sein, wir wollen uns auch darauf besinnen, was nicht nur wir selbst, sondern alle Deutschen mit dem deutschen Osten vorläufig verloren haben und daß dessen Rückgewinnung eine Lebensnotwendigkeit für unser gesamtes Volk darstellt. Deshalb ist es notwendig, daß in diesem Jahr der „Tag der Heimat" noch stärker als in den Vorjahren zu einem gemeinsamen Bekenntnis der Ost- und Westdeutschen zum deutschen Osten gestaltet wird.

Nach der Atlantik-Charta wollten die Alliierten keine territorialen und sonstigen Veränderungen suchen, sie wünschten keine territorialen Veränderungen, die nicht mit den frei ausgedrückten Wünschen der betreffenden Völker übereinstimmen. — Nur wenige Jahre nach der Unterzeichnung der Atlantik-Charta geschah eines der größten Verbrechen der Weltgeschichte: Die Austreibung von 15 Millionen Ostdeutscher aus ihrer angestammten Heimat! Für Millionen brachte das Potsdamer Abkommen den Tod!

Heute fordern wir mehr denn je, daß die Grundsätze der Atlantik-Charta auch für uns Deutsche Gültigkeit erhalten, daß damit das gewaltige Unrecht an uns Ostdeutschen wieder gutgemacht wird!

Erst wenn dieses Unrecht beseitigt sein wird und wir Deutschen in einem geeinten freien Deutschland leben werden, wird Europa und damit die gesamte kultivierte Welt auf die Dauer bestehen können. Daran wollen wir am „Tag der Heimat" denken und auch bei dieser Gelegenheit fordern, daß dieser Tag zu einem nationalen Feiertag des deutschen Volkes erklärt wird. Alle Deutschen sollen sich bewußt sein, daß ohne den deutschen Osten ein Deutschland niemals sein wird! Stärker denn je ist daher heute das Gebot der Stunde: E i n i g k e i t ! So wollen wir Ost- und Westdeutschen uns unserer gesamtdeutschen Verantwortung bewußt sein und am „Tag der Heimat" ein gemeinsames Bekenntnis zum deutschen Osten und damit zu G e s a m t d e u t s c h l a n d ablegen.

Die Landsmannschaft vertriebener Ostpreußen, Kreisverband Straubing, gab bekannt, daß sie die Hochkommissare bitten werde, sich f ü r d i e F r e i l a s s u n g d e s f r ü h e r e n G r o ß a d m i r a l s D ö n i t z einzusetzen. Es sei der Entschlossenheit von Dönitz zu verdanken, daß es gelungen sei, Tausende von Ost- und Westpreußen über See nach Westdeutschland zu retten.

Ein Grußwort von Ernst Pawelcik

Der Begründer der Marienburg-Festspiele und Erster Bürgermeister von Marienburg, Regierungsrat a. D. Bernhard Pawelcik, richtet aus Anlaß der Wiederaufnahme der Festspieltradition durch Eberhard Gieseler folgendes Grußwort an die „Marienburg-Festspiele":

Eine frohe Kunde ist für mich als den Begründer der Marienburg-Freilichtspiele vor dem historischen Rathaus im Schatten der Marienburg die Wiederaufnahme dieser Festspieltradition durch Eberhard Gieseler, den erfolgreichen Veranstalter und künstlerischen Leiter der Wallenstein-Festspiele 1950 in der ostdeutschen Kulturwoche und in dem Niedersachsentag in Braunschweig.

Die Gedanken schweifen zurück in jene auch schwer bedrängte Zeit nach dem 1. Weltkrieg im gefährdeten korridorgetrennten West- und Ostpreußen, das in der Volksabstimmung des 11. Juni 1920 um sein Deutschtum zu kämpfen hatte. Auf meine Anregung wurde mit Unterstützung aus dem abgetrennten Danzig in Hochmeisters Großem Remter der Marienburgbund als Träger der Marienburg-Festspiele gegründet. Als es mir dann gelang, für diese Hermann Merz, den erfolgreichen Generalintendanten der Zoppoter Wagner-Waldfestspiele und seine hochbegabte Gattin Etta zu gewinnen, wurde wagemutig mit ersten deutschen Schauspielern und den Kräften des Danziger Stadttheaters sowie mehreren hundert Marienburger Laienspielern unsere Festspielbühne unter der Schirmherrschaft Hindenburgs eröffnet. Ernst Hammers „Bartolomäus Blume", jenes feierliche kultische Spiel vom tapferen Leben und aufopfernden Sterben des Marienburger Bürgermeisters: J. 1460 ging mit durchschlagendem Erfolg über die Bühne. Mehr als 20 000 Ostdeutsche fanden hier begeisterl Erhebung bei den mehrjährigen Wiederholungen.

Die Große Presse erkannte den Festspielen wahrhaft und in ethischem Sinn volkstümlichen Charakter mit hinreißender Wirkung zu. In den Folgejahren kam es u. a. zu Aufführungen von Goethe's Egmont und Götz von Berlichingen sowie Max Halbe's Heinrich von Plauen. Bei meinem Scheiden aus Marienburg konnte ich einen bedeutenden Fundus einen beachtlichen baren Reservefond hinterlassen.

Eberhard Gieseler gehörte zu den begeisterten Freunden und Förderern der Marienburg-Festspiele. Mit heller Freude und heißen Wünschen begrüße ich das Unternehmen der Wiederaufnahme dieser wertvollen Tradition und weiß sie in bewährter Hand an solchen Stätten wie u. a. in Bad Harzburg, vor der Kaiserpfalz Goslar und im traditionsreichen Lüneburg.

Möge auch das bedrohte Grenzland Schleswig-Holstein Eichendorff's „Der letzte Held von Marienburg" an würdiger Stelle erleben.

Erster Bürgermeister
gez. Bernhard Pawelcik (Schleswig)

*

Das „Haus der ostdeutschen Heimat", in dem der Berliner Landesverband mit seinen Landsmannschaften büromäßig untergebracht ist, wird aus mietstechnischen Erwägungen ab 1. August von der Stresemannstraße 30 nach dem Gebäude Kaiserdamm 83 verlegt. Die Stadt Berlin übernimmt den gesamten Verwaltungsetat des neuen Gebäudes.

Ostpreußen-Warte

Elchland-Verlag, Göttingen, Lange Geismarstraße 22, Postfach 522, Postscheckkonto H. K. Wander, Hannover 25 991. Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: **Helmuth Kurt Wander.**

Die Ostpreußen-Warte erscheint monatlich einmal. Einzelnummer 35 Pfg., vierteljährlich 1,05 DM. Bestellungen: bei jeder Postanstalt oder beim Verlag. Anzeigenverwaltung: Göttingen, Lange Geismarstraße 22. Anzeigenpreis für die 46 mm breite Millimeterzeile 30 Pfg., für Familienanzeigen 20 Pfg. — Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsanspruch. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10.

Raub bleibt Raub!

Vor seiner Abreise nach Europa veröffentlichte der bekannte amerikanische Vorkämpfer für die Menschenrechte der deutschen Heimatvertriebenen, Prof. Dr. App-Philadelphia, in der Zeitung des „Verbands amerikanischer Staatsbürger deutscher Herkunft": „The Voice of the Federation" einen grundsätzlichen Aufsatz zur Frage der amerikanischen Europapolitik, in dem er forderte, daß die Vereinigten Staaten mit Nachdruck für eine Rückgabe der Heimatgebiete der deutschen Vertriebenen eintreten sollten.

In Erwiderung auf von exilpolnischer und exiltschechischer Seite laut gewordene Stimmen, daß der gegenwärtige Stand der „Grenzen" Polens und der CSR in alle Zukunft beibehalten werden müsse und die Vertriebenen niemals zurückkehren dürften, schreibt Prof. App u. a.: „Die Antwort hierauf ist, daß Amerika in Europa keine andere Aufgabe hat, als dafür zu sorgen, daß kein weiteres europäisches Gebiet in sowjetische Hände fällt und daß jene Gebiete zurückgegeben werden, die durch unsere Potsdam-Politik bereits in sowjetische Hand fielen. Das heißt, daß es unsere Hauptaufgabe ist, Ostpreußen, Pommern, Schlesien und das Sudetenland für die deutschen Vertriebenen zurückzugewinnen. Wenn man dies polnischer- oder tschechischerseits nicht will, so sei darauf hingewiesen, daß Diebstahl Diebstahl und Raub Raub ist, ganz gleich, ob er von kommunistischer oder von demokratischer Seite begangen wird."

Mit Nachdruck hebt Prof. App hervor, daß es vor allem darauf ankomme, die moralischen Grundsätze auf diese Weise auch in Europa durchzusetzen.

Beispielhaftes aus Göttingen

Ostdeutsche Städtenamen werden die Straßenzüge in zwei neuerbauten Wohnvierteln der Stadt Göttingen tragen. Der Rat der Stadt Göttingen beschloß, die Straßen nach den Städten Elbing, Danzig, Tilsit, Allenstein, Insterburg, Königsberg, Marienburg, Hirschberg, Görlitz, Breslau, Liegnitz, Gleiwitz zu benennen. Damit hat der Rat der Stadt Göttingen einem Wunsche der hier ansässigen Heimatvertriebenen entsprochen, die vor zwei Jahren ihr Befremden darüber zum Ausdruck brachten, daß damals die Stadt ohne ersichtlichen Grund die „Masurenallee" umbenannte. Nunmehr halten 12 Straßennamen die Erinnerung an bedeutende Städte des deutschen Ostens wach.

Neue Schrift des „Göttinger Arbeitskreises"

In der Reihe der wissenschaftlich-historischen Veröffentlichungen des „Göttinger Arbeitskreises" erschien eine mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft gedruckte Arbeit des kürzlich verstorbenen bekannten baltischen Historikers Prof. Dr. L. Arbusow: „Liturgie und Geschichtsschreibung im Mittelalter, in ihren Beziehungen erläutert an den Schriften Ottos von Freising und Heinrichs Livland-Chronik" (Verlag Ludwig Röhrscheid-Bonn). Die Schrift vermittelt u. a. aufschlußreiche Einblicke in die Geschichtsschreibung über den Schwertritterorden und über die Entstehung der geistlichen Kreuzfahrerstaaten Livlands.

Drainagesystem verwahrlost

Aus Meldungen der polnischen Presse geht hervor, daß das Drainagesystem im polnisch verwalteten Teil Ostpreußens infolge des Menschenmangels in diesem Gebiete völlig verwahrloste. Erst jetzt wurden entsprechende Gegenmaßnahmen unter Anwendung von Zwangsmitteln in Gang gebracht. So wurden insgesamt 600 bäuerliche „Brigaden" zu Meliorationsarbeiten herangezogen. Im Kreise Rastenburg sollen noch vor Beendigung des Sommers ca. 500 km Gräben gereinigt werden. Außerdem heißt es, daß das Soll der Meliorationsarbeiten auf den Staatsgütern mit 115% übererfüllt worden sei. Wie diese Ziffern zu bewerten sind, geht daraus hervor, daß im Kreise Bartenstein ganze 20 km Gräben „fertiggestellt", d. h. gereinigt, wurden.

„Kopernikus-Universität" in Thorn

Die von SED-Seite geförderte ostberliner Zeitschrift „Blick nach Polen" enthält in ihrer letzten Ausgabe einen Artikel über die „prächtige alte Stadt Torun" (Thorn), in der eine neue Universität errichtet wurde, die den Namen des „genialen polnischen Forschers und Astronomen Nikolaus Kopernikus" erhielt. Die Zeitschrift geht dabei von der Voraussetzung aus, daß ihre Leser nichts von den Warnungen polnischer Gelehrter wissen, Nikolaus Kopernikus als „Polen" zu bezeichnen, da sich damit Polen im Auslande lächerlich mache.

Immer noch Brachland

Allen polnischen Meldungen entgegen, daß das Brachland in den ostdeutschen Gebieten bereits beseitigt sei, wurden in der „Wojewodschaft Allenstein", also im polnisch besetzten Teil Süd-Ostpreußens, in diesem Frühsommer kleinbäuerliche Genossenschaftsgruppen zur Bearbeitung von 18 000 ha Brachland herangezogen. Die Brachen befanden sich vorwiegend in den Kreisen Braunsberg und Eylau. — In der Wojewodschaft Stettin wurde die Schuldjugend zur „Brachland-Beseitigung" herangezogen. Die polnische Presse verkündet, daß es auf diese Weise gelungen sei, 15 ha Brachland — nicht etwa zu bestellen, sondern — „aufzuforsten".

In den Binnenwassergebieten wurden erst jetzt Maßnahmen zur Hebung der Fischzucht ergriffen. Es wurden Jungfische ausgesetzt und 30 künstliche Laichplätze geschaffen.

Eydtkau—Königsberg zweigleisig in Breitspur

Im Lager Friedland bei Göttingen eingetroffene ostpreußische Heimatvertriebene berichteten, daß die Eisenbahnstrecke Eydtkuhnen—Insterburg—Königsberg jetzt zweigleisig in russischer Breitspur liegt. Die Strecke von Insterburg nach Frankfurt/Oder soll ebenfalls zweigleisig, aber in Normal- und in Breitspur gelegt sein.

Aus Königsberg wird berichtet, daß die Zellulosefabrik noch steht, ebenfalls die Walzmühle. Im Hafenviertel sind der gelbe und der rote Speicher erhalten geblieben. In Kalthof wohnen jetzt sowjetische Offiziersfamilien.

Ostpreußen auf sowjetisch

„Der Göttinger Arbeitskreis" hat aufgrund einer eingehenden Auswertung sowjetamtlicher Karten vom „Gebiet Kaliningrad", d. h. des sowjetisch besetzten Gebietsteils Ostpreußens, eine umfassende Liste der sowjetischerseits durchgeführten Umbenennungen der deutschen Ortsnamen durchgeführt, die demnächst veröffentlicht werden wird. Es geht daraus hervor, daß man viele Ortsnamen nach Ereignissen oder Personen aus der Geschichte der KP-UdSSR wählte wie z. B. Kaliningrad (Königsberg), Krasnooktjabrskoje (Gr. Ponnau b. Wehlau), Komsomolsk (Löwenhagen), Pionjerskij (Neukuhren), Frunsenskoje (Großlugau), Sowjetsk (Tilsit, Sowjetskoje (Bergendorf) u. a. m. Besonders interessant ist auch, daß die Namen russischer Heerführer aus den napoleonischen Kriegen zur Umbenennung ostpreußischer Orte benutzt wurden. So heißt z. B. Pr. Eylau jetzt Bagrationowsk, Schirwindt: Kutosowo und Eydtkau: Tschernischewskoje.

Außerdem sind, wie ein Vergleich der Karten von 1947 und 1950 ergab, verschiedene Orte bereits zweimal umbenannt worden: Tschernischewskoje hieß vorher Tschkalow und Rossitten hatte zunächst den Namen Rybatschij (von: rybak = Fischer), heißt aber jetzt Rabotschij (von: rabotschij = Arbeiter). Eine Anzahl von Ortsnamen ist selbst auf Karten von 1950 sowjetamtlich noch in deutscher Sprache angegeben, so: Ellerkrug, Gutenfeld, Marienhof, Quednau, Nordenburg und andere.

Nach Stalin oder einem sowjetischen General des zweiten Weltkrieges wurde bisher kein ostpreußischer Ort benannt.

Vertriebenen-Schicksal

Vor dem Landgericht Hildesheim kam kürzlich noch einmal die ganze Tragik unseres Vertriebenen-Schicksals und ihre Folgen zur Sprache. Ein Ostpreuße hatte gegen seine Ehefrau wegen Tötung seiner vier Kinder die Ehescheidung beantragt. Das Gericht kam jedoch zu der grundsätzlichen Entscheidung, daß in diesem Falle die beantragte Ehescheidung abzulehnen sei.

Beim Einmarsch der Russen war die Frau mit ihrer Mutter und ihren Kindern ins Wasser gesprungen, um Vergewaltigungen zu entgehen. Während die Kinder ertranken, kam sie selbst mit dem Leben davon. Der Antrag des Mannes, die Tötung als schwere Eheverfehlung anzusehen, wurde vom Gericht mit der Begründung zurückgewiesen, daß auf Grund der herrschenden Verzweiflungsstimmung die Ehefrau für ihre Tat nicht voll verantwortlich gemacht werden könne.

Treffen der Ostpreußen

In Berlin am Tag der Heimat

Kreis Bartenstein: Lokal: Seeschloß Pichelberg, an der Stößenseebrücke.
Kreis Lyck/Johannisburg: Lokal: Weltruf-Klause, Berlin-SW 68, Dresdener Straße 116.
Kreis Allenstein/Ortelsburg: Lokal: Boehnkes Festsäle, Bln.-Charlottenburg, Königin-Elisabeth-Straße 41/45.
Kreis Goldap/Angerburg/Darkehmen: Lokal: Seeschloß Pichelsberg, Berlin- Charlottenburg.
Kreis Tilsit/Ragnit/Elchniederung/Memel: Um 16 Uhr, Lokal: Schloßrestaurant Tegel, Karolinenstraße 12.
Kreis Insterburg: Lokal: Gartenlokal Wannsee, Dampferanlegestelle.
Kreis Wehlau: Lokal: Paretzhöhe, Berlin-Wilmersdorf, Paretzstraße 15, um 15 Uhr.
Kreis Gumbinnen/Pillkallen/Stallupönen: Lokal: Parkrestaurant Bln.-Südende, Belziger Straße, um 15 Uhr.
Kreis Lötzen: Lokal: Ostpreußenklause, Berlin-Schöneberg, Belzigerstraße, um 16 Uhr.
Kreis Treuburg: Lokal: Mühlenbeck, Bln.-Schöneberg, Hauptstraße 50, um 16 Uhr.
Kreis Sensburg: Lokal: Inselkrug, Bln.-Schöneberg, Gustav-Müller-Platz 8, um 16 Uhr.
Kreis Osterode/Neidenburg: Lokal: „Lietzensee", Charlottenburg, Kaiserdamm 109, um 15 Uhr.
Kreis Mohrungen/Pr. Eylau: Lokal: Kistenmacher, Bln.-Wilmersdorf, Bundesplatz 2, um 16 Uhr.
Kreis Heilsberg/Rössel: Lokal: Brauhaussäle Schöneberg, Badensche Straße 52, um 15 Uhr.
Kreis Braunsberg: Lokal: Bergschänke am Kaiserstein, Tempelhof, Mehringsdamm 80, 15 Uhr.
Kreis Königsberg, Bez. Spandau: Lokal: Spandau, Pichelsdorfer Straße 29.

Von dem Berliner Landesverband der Heimatvertriebenen werden am 4. und 5. August anläßlich des „Tages der Heimat" die verschiedensten Veranstaltungen durchgeführt, auf denen Vizekanzler Franz Blücher, der Regier. Bürgermeister Prof. Reuter und Dr. Rojek, der 1. Vorsitzende des Berliner Landesverbandes der Heimatvertriebenen sprechen werden.

Eßlingen am Neckar

Die Vereinigten Ostdeutschen Landsmannschaften, Kreisverband Eßlingen/Neckar, bringen zum Tage der Heimat am 4. und 5. August eine Reihe von Veranstaltungen zur Durchführung, u. a. sind ein Volksumsabend, eine Morgenfeier und eine Kundgebung vorgesehen. Die Ost- und Westpreußen treffen sich im Fürstenfelder Hof, Strohstraße, am Sonntagnachmittag.

„Wir haben das Korn geschnitten . . ."

(Fortsetzung von Seite 1)

wird auf einer Zeichnung des 16. Jahrhunderts dargestellt als ein Jüngling mit dem Ährenkranz auf dem Haupte. Der Darstellung sind ferner beigefügt die Bilder eines kleinen Kindes, des Feuers und einer Urne. Sie verraten nach Sinngehalt und Form einen Naturglauben, wie er vor der Christianisierung im germanischen Ostseegebiet herrschend war. So knüpften sich im Naturglauben die Jahrtausende ohne inneren Bruch aneinander. Wenn in unserer Zeit die Ährengarbe des Erntefestes vor dem Altar in der Kirche stand wie z. B. in Weißuhnen im Kreise Johannisburg am Spirdingsee, so weihten auch unsere Vorfahren vor Jahrhunderten dem altpreußischen Ernte- und Fruchtbarkeitsgott Kurche die letzte Gabe, und deren Körner mischten sich zum Zeichen fortdauernden Segens in die Saat des Frühjahrs. Der gleiche Brauch wurde in Ostpreußen bis in die Gegenwart hinein geübt, wie man auch in den Zwölften und zu Neujahr dem Vieh einige Körner vom Erntekranz ins Futter mischte, damit es im kommenden Jahre gut gedeihe.

Die letzte Garbe, der Ährenstrauß und Ährenkranz, die Wassergüsse, Trunk und Feier mit segens- und Dankesspruch sind die Hauptmotive des ostpreußischen Erntebrauchtums. Die letzte Garbe wird mit besonderer Feierlichkeit abgemäht. Lärmend streichen alle Schnitter ihre Sensen. Der letzte Schnitter erhält einen Trunk. Die Garbe wird alleine auf das Stoppelfeld gestellt, alle Schnitter und Schnitterinnen treten herum und binden aus den Ähren dieser Garbe den Erntekranz und -strauß und die Erntekrone. Mancherorts ließ man auch einen Rest des Getreidefeldes unabgemäht stehen für die Korn- oder für die Erdgeister, damit man im nächsten Jahr Glück habe. In Burdungen im Kreise Neidenburg wurde dieser unabgemähte Rest „Petrusknoten" genannt, worin sich noch eine Beziehung zum alten prußischen Wetter- und Erntegott zu erkennen geben mag. Verschiedentlich fand bereits auf dem Felde um dieses letzte Ährenbüschel eine Feier statt, wenn von ihm der Ährenstrauß gebunden wurde. Ein frommer Spruch und ein feierliches Lieb begleiten die Handlung.

An der Sense des Vorhauers befestigt wird die Erntekrone in feierlichem Zuge nach Hause gebracht. Je näher der Zug dem Dorfe kommt, desto munterer wird die Stimmung. In langgezogenen Tönen singt der Vorhauer einen Satz des Ernteliedes vor. Der folgende Chor gibt in lebhafter Weise Antwort. Von den Birken auf dem Hofe, den schönen Töchtern der Hofherrin, vom Honigschnaps und dem stolzen Freier auf dem braunen Pferdchen ist die Rede und noch von vielen anderen Dingen, die die erntefrohen Menschen sich selbst oder ihrer Herrschaft wünschen. Und immer wieder ertönt der Kehrreim gemeinsam. Bei der Ankunft auf dem Hofe wird der Zug vom Bauern und der Bäuerin vor der Haustreppe empfangen. Mit einem langen Spruch und vielen Segenswünschen werden Erntekrone, Strauß und Kranz überreicht, und die Schnitter und Schnitterinnen singen dazu das beschwingte alte Volkslied von der Erntekrone.

„Mit lautem Jubel bringen wir die schöne Erntekron,
mit voller Pracht und voller Zier winkt nun der holde Lohn.

Seht, Brüder, diesen Erntekranz! Er führt zum Ernteschmaus
und dann zum raschen, muntern Tanz vor unsers Herren Haus.

Die Garben, die hier um uns stehn, die folgen uns bald nach,
sie nähren uns von früh bis spät so manchen lieben Tag.

Das Brot, es schmeckt uns doppelt süß! Wir wissen, was es kost',
wenn man mit saurem Schweiß und Fleiß es selbst verdienen muß.

Wir alle ziehen nun davon vom Felde, das uns trug.
Ihr Schnittermädchen, geht voran, fangt an, fangt an den Zug!

Wir wünschen unserm Herrn viel Glück und schenken ihm die Kron',
es ist ein Schnittermeisterstück und mehr als bloßer Lohn.

Und unser Gutsherr lebe hoch mit seinem ganzen Haus!
Wir rufen ihm zu seiner Ehr ein dreifach Hoch nun aus!

(Ostpreußisches Erntelied)

Alle Arbeiter werden jetzt vom Gutsherrn, der dem Gesinde seinen Dank für die Arbeit ausspricht, zum Erntefest auf der Tenne und zur Bewirtung mit Kuchen, Bier und Schnaps geladen. Doch ehe die Versammlung sich auflöst, trifft auch schon die Mädchenschar der erste Wasserguß, und es entwickelt sich eine regelrechte Wasserschlacht, ein alter Brauch, der nach dem Volksglauben besonders den Mädchen Schönheit und dem ganzen Hause, der Herrschaft wie dem Gesinde, Glück und Gedeihen bringen soll. Wenn die Ziehharmonika und die Geige erklingen, erreicht das Fest mit Tanz und Fröhlichkeit auf der Tenne seinen Höhepunkt. Der Ernst und die Strenge harter Arbeit finden Auslösung in Scherz und Ausgelassenheit. Gewißlich erlebte bei solchen Gelegenheiten manche verschlossene Natur explosive Durchbrüche. Aber der natürliche Wechsel als Ausgleich der Kräfte erfrischte Herz und Sinn zu neuer Arbeit und bewahrte überlieferte Sitte und ehrwürdigen Brauch. — — —

— — Die ostpreußischen Getreidefelder werden wieder einmal reifen. Wie früher in der Heimat müssen wir auch jetzt in der Verbannung bereit bleiben zur „Ernte — das Korn zu schneiden — . . . mit unserm blanken Schwert".

Der „Masurenhof" bei Treuburg

„Ich habe auf meinen vielen und weiten Reisen zwischen Spitzbergen und Oberägypten und den Kanarischen Inseln und Kleinasien und insbesondere auch in unserm schönen deutschen Vaterlande viele schöne Erholungsunterkünfte kennengelernt, aber ich muß gestehen, daß ich meinen Aufenthalt im „Masurenhof" mit zu den allerschönsten Erinnerungen im Gedächtnis behalten werde."

Diese Zeilen entnehmen wir dem Schreiben eines namhaften Arztes, der im „Masurenhof" einige Wochen Ausspannung und Erholung gesucht und gefunden hatte.

*

Fürwahr, unser Ostpreußen war und ist so überaus reich an landschaftlichen Reizen. Eine Vielzahl von ihnen war allgemein bekannt und zog ständig einen regen Fremdenverkehr an sich. Daneben aber gab es wundervolle Stellen, die abseits lagen, die völlig unberührte Natur geblieben und nur wenigen, man möchte sagen, den „Feinschmeckern unter den Naturfreunden" bekannt und von diesen besucht waren.

Ein solch herrliches Fleckchen der Schöpfung war jene Stelle am Ostufer des Treuburger Sees, wo einst, nur wenige Meter vom Strande entfernt, von ragenden Kiefern geschützt, die kleine Gaststätte „Liebchensruh" den Wanderer zur Rast einlud. Den Wanderer, der von Treuburg her vorbeiwandelte an der Badeanstalt, vorbei am schmucken Bootshaus des Segelklubs, vorbeiwanderte an dem von alten Erlen bestandenen Berg, aus dessen Fuß munter eine frische Quelle sprudelte, der vorüberkam auch am Seedranker Berg, zur Rechten immer begleitet von dem Plätschern und Gemurmel der zum Ufer treibenden Wellen des Sees, bis ihn der Wald — — der Borr — — aufnahm und ein schmaler Pfad nach „Liebchensruh" führte.



Der Masurenhof, von ostpreußischen Kiefern umgeben

Nach kurzer Rast dort ging es dann weiter hinein in den Wald — in Richtung Eichhorn. Und der stille Belauscher der Natur horchte auf das Klopfen der Spechte und das Gurren der wilden Tauben, schaute dem behenden Eichhörnchen nach und stand gebannt beim Anblick eines Rudels friedlich äsender Rehe, während hoch über den Wipfeln der Bäume ein Bussard seine Kreise zog.

So war es einst vor zwanzig und gewiß auch schon vor fünfzig und noch mehr Jahren. Und an der für Masuren eigenen, so wunderbaren Verbindung von Wald und Wasser und dem tiefblauen Himmel, über den einmalig schön geformte und phantastisch gefärbte Wolken ziehen, hatte sich auch später nichts, natürlich nichts geändert.

Nur, wo ehemals die kleine Gaststätte „Liebchensruh" stand, war ein weit größeres, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattetes Gästehaus, der „Masurenhof" erstanden. Stilvoll paßte auch er sich in die Landschaft und bot einem größeren Kreis von Menschen, die einen aufgeschlossenen Sinn für die Natur und ihre Schönheiten haben, Gelegenheit zu längerem Aufenthalt und Erholung in diesem naturbegnadeten Eckchen des Herzens Masurens.

In der Zeit seines Bestehens weilten viele, viele Gäste aus Ostpreußen selbst, aus allen anderen Teilen Deutschlands und auch aus dem Ausland im „Masurenhof". Viele von ihnen haben sich anerkennend über die schöne Lage, über den Bau- und Einrichtungsstil und über die Leitung und das Personal dieser ostpreußischen Gaststätte geäußert, und alle haben die Erkenntnis mitgenommen, daß selbst im entlegendsten Teil Ostdeutschlands eine allen abendländischen Ansprüchen entsprechende Wohnkultur gepflegt wurde, und daß die Inhaber von ostpreußischen Gaststätten Willen und Sinn hatten, ihren Gästen ein schönes und behagliches Heim zu bieten. Dieses mögen die hier gebrachten Aufnahmen erhärten, bei deren Anblick sich wohl manchem ehemaligen Gast die Frage aufdrängen wird: „Wo aber sind Jungbluts geblieben, unter deren Leitung der Masurenhof stand?!"

Sie führen mit altem Schwung und der bekannten Umsicht die „Lutherschenke" in Holzminden und hoffen, noch einmal mit Krebsen aus der Lega und Spritzkuchen aus eigener Konditorei alle die bewirten zu können, die auch noch einmal wieder von der Terrasse des „Masurenhof" über den wellengekräuselten See auf Treuburg, die treue deutsche Stadt, schauen wollen.

Gern, brennend gern wäre ich mit dabei . . .

Wilhelm Keller



Blick auf den Treuburger See — Aufn.: Archiv

Aus dem Stammbuch des „Blutgerichts"

Das Blutgericht in Königsberg — wieviel Erinnerungen werden wach bei diesem Namen. Wieviele Gäste sind dort eingekehrt, wieviele hat der Wein zu ein paar Versen angeregt? Da schrieb am 19. Oktober 1922 Graf Luckner:

Kiekt in de Sünn
Und nicht in das olle Muslock,
Wo das so duster ist —
Uns deutsche Eichbaum steiht noch.

Als Philosoph betätigt sich der ostpreußische Dichter Fritz Skowronnek am 3. Juli 1920:

Allzeit fröhlich ist gefährlich,
Allzeit traurig ist beschwerlich,
Allzeit glücklich ist betrüglich,
Eins ums andre ist vergnüglich.

Ostpreußens Humorist Robert Jordan schreibt am 19. Februar 1903:

In unserm lieben Blutgericht —
Hei, wie die Pfropfen knallen!
Ist mancher, ob er wollt, ob nicht
Die Treppe hinauf gefallen.
Das können schon kleine Kinder,
Herunterfallen ist nicht schwer,
Jedoch hinauf! das ist schon mehr
Ein Kunststück für zechende Sünder.

Ernst von Wolzogen tut es nicht ohne ein ausgewachsenes Gedicht. Es lautet:

Versagt ist mir der Ruhm des Zechers,
Denn ich bin kein Athlet des Zechers,
Nie bin ich untern Tisch gesunken,
Nie war ich richtig noch betrunken.
Allein an guten alten Flaschen
Andächtig mit Verständnis naschen,
Bis der befreiten Seele Schwung
Sich steigert zur Begeisterung,
In dämmrig trauen Kellerecken
Der Herzen Tiefstes zu entdecken
Und in solch wohligem Erschließen
Die Poesie des Weins genießen,
Wie nur der deutsche Biedermann,
Ja, das gelingt mir dann und wann.
Hab solche frohen Feierstunden
Auch hier im Blutgericht gefunden.
Hier, wo's von rauchgeschwärzten Mauern
Herabweht voll Erinnerungsschauern.
Es freut sich heut Mann, Weib und Kind,
Daß statt des Blutes nur Rotwein rinnt,
Kein Ketzerrichter Ränke spinnt
Und — Jungfrau'n nicht mehr eisern sind.

Deutschlands Außenminister Gustav Stresemann war am 27. November 1924 im Keller. Er hielt es mit Goethe:

Trunken müssen wir alle sein,
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein,
Trinkt sich das Alter wieder zur Jugend,
So ist das wundersame Tugend.

Doch Schluß. Man wird sonst wehmütig. Heute ist das Blutgericht zerstört. Der Stein mit der Inschrift ist zerbrochen Aber ein Wort aus dem Stammbuch hat heute noch Kraft. Es lautet: „Es gibt ein Reich, welches nicht da ist, aber durch unser Tun und Lassen wirklich werden kann."

*

Landrat Dr. Wachsmann †

Erst jetzt erreicht uns die Nachricht, daß am 6. April dieses Jahres Dr. Bruno Wachsmann verstorben ist. Dr. Wachsmann war bis zum Jahre 1933 Landrat des Kreises Treuburg. Seinem gediegenen Wissen, seinem verwaltungstechnischen Können und ganz besonders seiner Energie und seiner nie ruhen wollenden Schaffenskraft verdankt der Grenzkreis Treuburg sein Aufblühen. Dr. Wachsmann sorgte neben vielem anderen für den Ausbau der Straßen und schenkte der Stadt und dem Kreis Treuburg und damit Ostpreußen das Ehrenmal im Hindenburgpark, das nach dem Reichsehrenmal Tannenberg das größte Natursteindenkmal Ostdeutschlands darstellte.

Wir, die wir den Vorzug hatten, damals mit dem Dahingegangenen eng zusammenzuarbeiten, wissen uns eins mit vielen, vielen Ostpreußen in der Trauer um diesen geraden und aufrechten deutschen Mann.

Dr. Bruno Wachsmann wohnte nach dem Zusammenbruch in Wiesbaden und war als Regierungsdirektor der ständige Vertreter des Regierungspräsidenten. W. K.

Wiederaufnahme der ‚Marienburg-Festspiele'

Die traditionellen „Marienburg-Festspiele" — vor dem Chaos ein kulturelles Großereignis des deutschen Ostlandes — erleben am 4. August 1951 in Schöningen (hart an der Zonengrenze) eine würdige Wiederaufnahme mit Joseph Freiherr von Eichendorffs einzigem Drama „Der letzte Held von Marienburg" („Heinrich von Plauen").

Die Initiative dieses verpflichtenden Vorhabens liegt in den bewährten Händen des Oberspielleiters Eberhard Gieseler, der sich mit einem Ensemble vorwiegend ostdeutscher Künstler der Wahrung und Weiterpflege ostländischer Kulturgüter verschrieben hat.

Eberhard Gieseler ist als „Sprecher der Heimat" weiten Kreisen der Vertriebenen durch seine ostdeutsche Feierstunde „Der Osten und der deutsche Geist", die erstmalig in der Paulskirche zu Frankfurt/Main nachhaltigen Widerhall fand, bereits ein Begriff geworden.

Nachdem im Vorjahre die Wiederaufnahme der traditionellen „Egerländer-Wallenstein-Festspiele" in Braunschweig starken Anklang ernten konnte, tritt der frühere Königsberger Spielleiter nunmehr mit der Erweckung des „Marienburg-Festspiele" erneut an die Öffentlichkeit, um mit deutschem Geistesgut dem Brückenschlag zwischen Gestern und Heute, zwischen Einheimischen und Flüchtlingen, zu dienen.

Auf der Suche nach einem, zugleich künstlerisch starkem, wie das Wesentliche der Aufgabenstellung umfassendem Stück, entdeckte Oberspielleiter Gieseler das fast unbekannt gebliebene (und allgemeinen Wissens nach unaufgeführte), einzige Drama des großen Schlesiers Eichendorff „Der letzte Held von Marienburg", das zudem von einem unvergleichlichem Naturdichter auf die Anforderungen der Freilichtaufführung wie zugeschnitten schien. Eine dramaturgische Neubearbeitung, die im Sinne des heutigen Zeitgeschmackes erforderlich war, machte das Stück vollends geeignet; denn es vereint alle unabdingbaren Voraussetzungen in sich: Die Größe einer Dichtung — die geschichtliche Konzeption — die sachliche Theaterwirksamkeit.

Eine Gastspieltournee wird das Ensemble der „Marienburg-Festspiele" zunächst durch niedersächsische Städte führen. Bisher liegen — in Zusammenarbeit mit den örtlichen Verbänden des ZvD und der städtischen Behörden — Abschlüsse für Bad Harzburg (11. 8.), Goslar (18. 8.), Wolfenbüttel (25. 8.), und Bad Gandersheim (1. 9.) vor. Verhandlungen mit weiteren Städten besonders des nördlichen Bundesgebietes (Braunschweig, Lüneburg, Hannover, Schleswig) versprechen positive Ergebnisse.

Da es sich um eine Freilichtinszenierung handelt, ist die Terminwahl natürlich durch Wetterbedingungen auf die Sommer- bis Frühherbstmonate beschränkt.

Das junge Ensemble der „Marienburg-Festspiele" — einig mit seinem Leiter im Dienst an der gemeinsamen Aufgabe — arbeitet im Kollektiv, um auch breitesten Schichten der Bevölkerung, Einheimischen wie Vertriebenen, durch niedrigst gehaltene Eintrittspreise die Möglichkeit eines erhebenden Erlebnisses zu vermitteln.

Die Organisationen der Vertriebenen, die an einer Aufführung der Marienburg-Festspiele Interesse haben, werden gebeten, sich um die näheren Bedingungen rechtzeitig an die: MARIENBURG-FESTSPIELE 1951 — WERBUNG und PRESSE — (Hans-Egon Martini), Braunschweig, Wendenring 16, zu wenden.

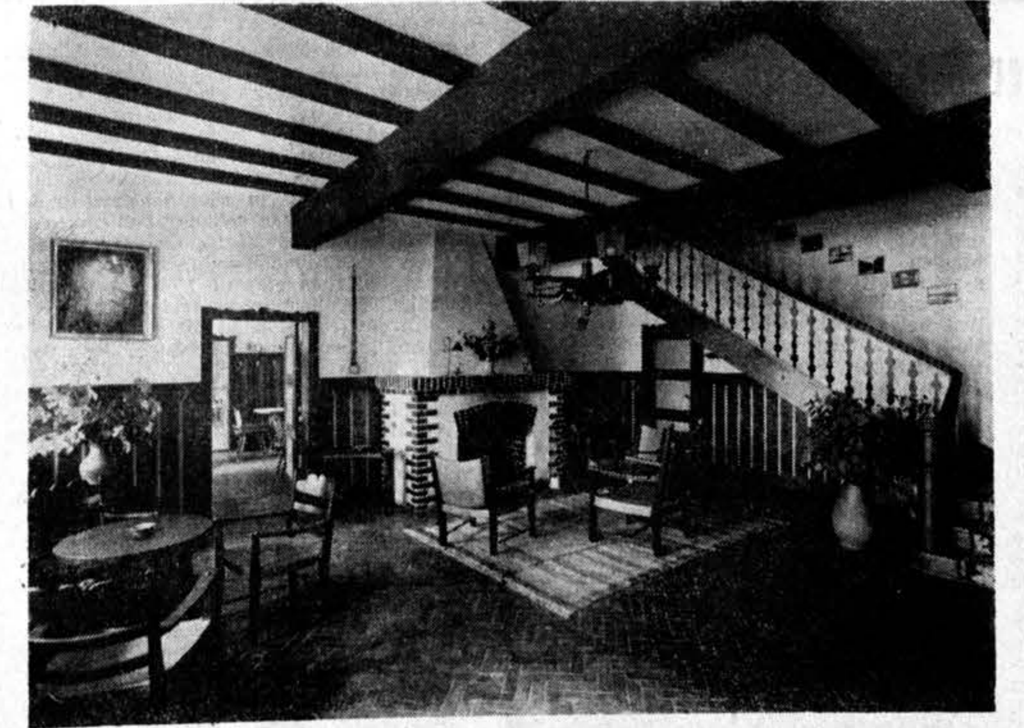
An einem masurischen See

Das treue Leinenzelt, das uns begleitet,
schaut tief verträumt auf einen blauen See,
der sich in immer neue Seen weitet.
Auch ich in Traum und stiller Andacht steh.

Welch trunkner Tag voll Licht und Sonnensegen!
Und jetzt, in dieses Abends holdem Rot
möcht ich in stillem Dank die Hände legen
auf Wald und Wasser und mein liebes Boot . . .

O Wunder, auch von uns kaum zu begreifen,
in denen es auf dieser Fahrt erblüht:
Wir fühlen Gott in unsern Seelen reifen
und tragen all sein Leuchten im Gemüt!

[illegible]



Freundlich und behaglich waren die Gasträume ausgestattet

Aus Danzig und Elbing

Danzig und Elbing, einst bedeutende Kulturzentren des deutschen Ostens, stehen heute mit der Zahl ihrer Analphabeten, die nach der Austreibung der Deutschen dorthin verbracht wurden, an der Spitze. Die meisten polnischen Analphabeten weist Stadt und Wojewodschaft Danzig auf, die zusammen mit der See-Wojewodschaft noch jetzt 30 183 Analphabeten zählt. In Elbing beendeten im Jahre 1951 bisher nur 629 erfolgreich die Anfängerkurse im Lesen und Schreiben. Die Ziffern werfen ein bezeichnendes Licht auf die kulturellen Verhältnisse in den „wiedererrungenen Westgebieten", wie die deutschen Ostgebiete von polnischer Seite bezeichnet werden.

Zwischen Tharau und Kreuzburg

Eine lustige Postkutschen-Geschichte / Elise Dannenbaum

Es ist schon lange her, seitdem sie in Ostpreußen dem allgemeinen Verkehr diente. Viele meiner Landsleute werden sich der längst Entschwundenen, die bei jedem Wetter gemächlich ihren Weg verfolgte, noch erinnern und auch uns, die wir unsere Jugendzeit in dem ostpreußischen Kirchdorf Tharau verleben durften, wird das freundliche Bild einer solchen Postkutsche, die lange Jahre die Verbindung zwischen dem Bahnhof Tharau und der einige Meilen entfernten Stadt Kreuzburg aufrecht erhielt, ein unvergeßliches bleiben. Ein Eiltempo liebte sie nicht, unsere brave Post, die Hast der Großstadt war ihr ein unbekannter Begriff. Doch ihre Fahrgäste brachte sie stets sicher und wohlbehalten ans Ziel. Freilich — es waren nur vier, im Höchstfalle fünf Personen, die sich dieser Beförderung erfreuen durften und der Anblick einer schon gefüllten Kutsche wirkte deprimierend auf den, der dringender Geschäfte wegen verreisen mußte. In solchem Falle bedeutete es Glück, wenn der Bockplatz neben dem Postillon noch unbesetzt und mit einem kühnen Klimmzug erreichbar war. Bei ungünstiger Witterung bot dieser Sitz allerdings keinen angenhmen Aufenthalt.

Auch in der langen Daseinsperiode unserer Postkutsche, deren tägliche Fahrten sich scheinbar friedlich in gewohntem Gleise bewegten, gab es mancherlei Geschehnisse teils heiterer, teils weniger heiterer Art.

Hierzu ein Beispiel in Form einer kleinen Erzählung.

Der Frieden eines köstlichen Sommerabends breitete sich über der kleinen ostpreußischen, idyllisch auf einem Berge gelegenen Stadt Kreuzberg aus. Es war tagsüber sehr heiß gewesen und erst in späteren Stunden, als die Sonne schon zum Untergang neigte, brachte ein nördlicher Wind die ersehnte Abkühlung. Nur wenige der Bürger litt es in ihren Zimmern. Wenn die Frische Abends nicht zu einem Spaziergang verlockte, gesellte man sich zu den Nachbarn, die gemeinsam vor den Türen ihrer Wohnungen auf bequemen Bänken Platz nahmen. Man begrüßte sich freundlich, man plauderte über dieses und jenes und sprach schließlich auch über das neueste immerhin einiges Aufsehen erregende Ereignis der veflossenen Stunden. Ganz unerwartet, so hatte man gehört, war um die Mittagszeit der Herr Oberpostinspektor aus K. zu einer Inspektion des hiesigen Postamtes eingetroffen und jetzt — so hörte man wieder — stände seine Abreise mit der Abendpost bevor. Fritzchen Groß, der noch jugendliche Postillon, würde die Ehre haben, seinen Vorgesetzten nach dem Bahnhof Tharau zu fahren.

Mit diesem Fritzchen Groß hatte es so seine besondere Bewandtnis. Nicht, daß er etwa unfreundlich oder ungefällig gewesen wäre, bewahre nein! Man mochte ihn im allgemeinen ganz gern. Was man freilich weniger an ihm schätzte und was des öfteren zu einem Kopfschütteln Anlaß bot, war sein weit über das Normale hinausgehender Durst und die damit verbundene Neigung zu alkoholischen Getränken, von denen er bisweilen mehr genoß, als ihm zutunlich war. Unter ihrem unheilvollen Einfluß kam es leicht zu Geschehnissen, die zwar den Außerhalbstehenden Stoff zum Lachen boten, sich jedoch bei dem reisenden Publikum keiner Beliebtheit erfreuten.

Doch heute — —nein — heute, wo ein seltener Gast seiner Dienste bedurfte, würde Derartiges nicht geschehen! Völlig nüchtern und frisch gebügelt und geschniegelt harrt Fritz mit seiner Kutsche vor dem Postamt und sieht gefaßt dem Kommenden entgegen. Er darf nicht lange warten. Eben in diesem Augenblick erscheint in Begleitung des Postverwalters der Herr Oberpostinspektor und setzt sich in das zur Abreise bereitstehende Gefährt. Daß er der alleinige Fahrgast ist, ist eine Tatsache, die der Postillon als höchst mißfällig empfindet. Er muß schon sagen, eine bis zum Bersten gefüllte Kutsche wäre ihm heute lieber gewesen. Das Vorhandensein mehrerer Fahrgäste hätte die Gedanken und Blicke des Gestrengen wohltuend abgelenkt, aber so ist er, der Fritz, das alleinige Beobachtungsobjekt für inspizierende Augen. Junge — Junge — er wird sich heillos zusammenreißen müssen auf dieser Fahrt und beinahe unheimlich wird es sein, mit seinem Vorgesetzten allein auf der Landstraße zu gondeln. Eine Ahnung, eine ganz fatale, spukt in seinem Hirn, als ob ihm heute etwas — er weiß nicht was — bevorsteht.

Aber Unsinn! Pünktlich auf die Minute gibt Fritzchen das Signal zur Abfahrt. Die Pferde ziehen an und unter Ächzen und Knarren holpert die Chaise den Berg hinab bis hinunter auf die sich in der Weite verlierenden Chaussee. Hier, auf ebenem Boden, geht es leichter, hier beginnt der eigentliche Genuß der Fahrt. Rechts und links der Straße bilden schmucke Bäume ein anmutiges Spalier und in der weiteren Umgebung breitet sich die liebliche Landschaft, überflutet vom Licht der scheidenden Sonne mit wogenden Feldern und grünen Auen, hinter denen wie ein glänzendes Silberband das Wasser eines Flusses blinkt. Scheinbar unbeschwert von irdischen Kümmernissen, verfolgt die Post ihren Weg. Und doch gibt es einen Jemand auf dieser Fahrt, um dessen Haupt die Sorge wie ein schwarzer Vogel flattert, und dieser Unglückswurm ist Fritzchen Groß, der Postillon.

Zu den Pflichten eines Postkutschers gehörte auch das Blasen. Einmal, weil es die Tradition gebietet und zum anderen, weil es das Ankündigungssignal für die nächste Haltestelle bedeutet. Fritzchen Groß weiß nur zu genau, daß besagtes Signal in letzter Zeit aus Bequemlichkeits- und anderen Gründen unterblieb. Schließlich — wer hat denn schon das Fehlende vermißt? Aber heute, wo er die Inspektion leibhaftig auf seiner Karre fährt und wo er ihre strengen Blicke direkt auf sei- Da muß er blasen, ja — zum Teufel auch! Da muß er blasen. Schon sieht man die Spitzen Türme und toten Dächer — die Wahrzeichen der nächsten Haltestelle — durch das Grün der Bäume schimmern. Nun hilft kein Zögern mehr, nun ruft die Pflicht! Fritz strafft sich zu geradem Sitz, greift mutig zum Horn und bläst. Aber ach! Ein Kunstgenuß war von vornherein nicht zu erwarten, doch was zu dieser Stunde zum blauen Firmament aufsteigt, heißt die edle Musika schaudernd ihr Haupt verhüllen. Eine Horde von falschen Tönen erschüttert die Luft, sie stürmen aus der blinkenden Tube wie eine Sauherde aus dem Stall — grunzend quitschend — und schwer beleidigt müßte der selige Abend sein über die Art, mit der man ihn willkommen heißt. Weder Können noch Empfinden scheinen bei diesem Solo das Ausschlaggebende zu sein, sondern einzig und allein die Kraft. Die Langmut der Zuhörer, einschließlich die der wackeren Postpferde, werden dabei auf eine harte Probe gestellt. Fraglich nur, ob der vornehme Gast in der Chaise den tönenden Erguß als romantisch oder als Niedertracht bewertet. Mit einem letzten grellen Mißton passiert das postliche Gefährt die Haltestelle.

Fritzchen zieht die Stirne kraus. Wieder kein Fahrgast. Solch ein Pech! Nur der alte Bruschboreit, das langjährige, etwas schwerhörige Faktotum des Gutes A. wartet mit Briefen und Paketen, um diese, wie allabendlich, der Post zur Weiterbeförderung zu übergeben. Oh, sie kennen sich gut, der alte Bruschboreit und der junge Postillon. An dieser Stelle gibt es gewöhnlich einen kurzen oder längeren Plausch, dem die Fahrgäste notgedrungen lauschen müssen. So auch heute.

Mit einem fatalen Grinsen begrüßt der Alte den einfahrenden Schwager. Spott und Schadenfrende zugleich lauern in seinem Gesicht, als er zu sprechen anhebt.

Na Minsch', beginnt er im gemütlichen Platt, „böst Du oawer hiede pünktlich! Onn säg eenmoal, wat schadt Di sunst? Böst womeeglich all wedder im Schmirgel? Seit Tiede häst nich gebloase onn hiede bloast? Binah docht eck doch, eck hadd nich richtig geheert."

Die kleine wohlwollende Begrüßungsrede heißt den Postillon erstarren. Donner und Doria! Also von der Seite nahte das Unteil, das ihm heute so schwante. Da er aus begreiflichen Gründen eine mündliche Erklärung nicht zu geben vermag, greift er zur Zeichensprache. Wütend bedeutet er dem Alten, daß er schweigen soll, weil doch — eine energische Bewegung nach der Kutsche hin verrät das Übrige.

Bruschborei versteht nicht ganz. Nur soviel begreift er, daß heute in dem Kasten etwas nicht ganz geheuer sein muß. Aber er wird sich, geplagt von Neugierde, Gewißheit verschaffen. Erwartungsvoll sieht er zum Postillon hinauf und legt, um besser hören zu können, die Hand an's Ohr. „Misch" schreit er mit einer Sitmme, die ein Flüstern darstellen soll, „säg noch eenmal — wer is bönn."

Eine Antwort erhält er nicht. Der Schwager hat es plötzlich mit seiner Abreise sehr eilig. Wieder rollt das Gefährt, eintönig klappern die Hufe der Pferde und lustig flattert der Helmbusch des Postillons imbWinde. Aber ihm, dem Eigentümer des flatternden Busches, ist gar nicht so lustig zumute, wie es den Anschein hat. Recht klein wurde das sonst so kecke Fritzchen Groß, er ist geknickt wie ein Halm, über den ein Unwetter hinwegging. Dieser Kerl, dieser Bruscboreit! Prügel hätte er verdient und gründlich! Daß der alte Schwätzer ihn so bloßstellen mußte! Sein ganzes Sündenregister rollte er vor den Ohren des Vorgesetzten auf. Wenn der dadrinnen — ein scheuer Blick fliegt seitwärts — die Bruschboreitschen Enthüllungen sämtlich mit anhörte, dann wird es wohl aus sein mit dem schönen Postillonposten und dem Tragen der bunten Uniform. Ein Reinfall schlimmster Art war diese Fahrt! Viel würde er drum geben, wenn er jetzt die Gedanken seines Fahrgastes erraten könnte. Spärlich glimmt noch ein Fünkchen Hoffnung. Es könnte sein, daß der Gestrenge noch ein Auge zudrückt, es besteht aber auch die andere Möglichkeit, vor der dem Fritzchen graust. Beinahe hätte er über all diesen unerquicklichen Grübeleien das Sich Nähern der nächsten Haltestelle übersehen. Sakra! Es ist die höchste Zeit zum Blasen. Und wieder greift er zum Horn und wieder steigt mit dem üblichen Gefolge schriller Dissonanzen ein Lied, das die trübe Ahnung des jungen Postillons trefflich zum Ausdruck bringt. In schwermütiger Melodie schallt es weit hinaus über die allmählich in Dunkel versinkenden Häuser und Felder!

„Morgen muß ich fort von hier und muß
Abschied nehm.
O du allerschönste Zier, Scheiden das
bringt Tränen."

Das Wohnungsproblem

Von H. W. Kluth

Auf seinem Rundgang durch die Wirtschaft trat der Gutsbesitzer in die Schmiede.

„Guten Morgen, Meister Tuschinski!"

„Morgen — — —"

Man konnte sich immer gut mit dem Gutsschmied unterhalten, der früher während seiner Wanderjahre viel in der Welt herumgekommen war. Aber heute?

„Was sind Sie jetzt immer so brummig, Meister? — Was haben Sie denn eigentlich? — Ist Ihre Frau wieder . . . . .?"

„Ja."

„Aber Sie haben es doch so bequem. Ihre Wohnung ist nebenan. Wenn Ihre Frau wieder Krach macht, verziehen sie sich in die Schmiede und halten ihr ein Stück glühendes Eisen unter die Nase, sobald sie sich sehen läßt."

„Das wär' nicht das Schlimmste, und das mein' ich auch nicht. — Aber jetzt kriegt sie schon das Sechste. Wenn's nur nicht wieder 'ne Marjell wird. — Ich hab's dem Herrn Oberinspektor schon gesagt: Die verfluchten Störche da oben, die sind schuld. Mußten denn die wieder hierher gesetzt werden, mir vor die Nase, beinahe auf mein eigenes Dach? Wo ich mich schon gefreut hatte, daß das alte, schiefe Nest bald herunterkommen und für immer verschwinden würde."

„Aber, Meister! Das ging doch nicht anders. Wo sollte man das neue Wagenrad für ihr Nest hinsetzen? Das ist der einzige Kamin auf dem Gut, der nicht mehr benutzt wird; hier am See mit der weiten Sicht. Außerdem ist es ihr altgewohnter Stammsitz."

„Ach, was brauchen wir hier Störche?" —

„Sie wissen doch: Der Storch ist ein wichtiger und nützlicher Vogel. Daß nun gerade diese Wand so dicht an Ihrer Schmiede liegt, ist doch nicht zu ändern."

„Wir haben hier genug Kruppzeug herumlaufen. — Mögen doch die Störche dahingehen, wo die Weiber keine Kinder kriegen! — — — Ich muß jetzt eine andere Wohnung haben."

Er war ernstlich böse, der Meister Tuschinski. Es mußte etwas geschehen, das war verständlich.

„Nun, ich werde die Sache mit dem Oberinspektor besprechen." —

Während dieser schweren Auseinandersetzung hörte man den nur durch kurze Pausen unterbrochenen aufreizenden Klapperunterricht oben im Nest. Wahrlich, das Ärgernis war sinnfällig. —

Der alte Gutsverwalter schmunzelte, als er später von der Beschwerde hörte und sagte: „So unrecht hat der Tuschinski nicht. Seine Wohnung hat offenbar Freia gesegnet, die Göttin der Frucktbarkeit. Der Vorgänger des Tuschinski hatte sogar neun Kinder, aber sieben stramme Buben darunter. — Das muß wohl schon irgendwie mit den Störchen da oben zusammenhängen."

Dennoch!

Von Miranda Beer

Es gibt ein stummes Leid der Klage,
verborgen tief im Herzensschrein.
Die Zeit ist nun vorbei, daß ich
dir sage,
wie weh es mir im Herzen sei.
Die Stunden meiner stillen Tränen,
das Weh im Herzen von verborgnem
Sehnen,
das trag ich nun allein.
Wenn ich in einsam stillen Stunden
stumm ohne Worte —
Dir, Gott, mein Herz ausschütte,
siehst und erkennst Du, was ich meine,
und formst Dir selbst, um was ich
wortlos bitte:
Du gnadenreicher Gott, mach mich
ganz stille,
es ist ja doch Dein Liebeswille,
zu Deiner Zeit mich zu erhören
und meine Bitte zu gewähren.

Entnommen dem Gedichtbändchen „Abschied — Ernste Gedichte" von Miranda Beer, erschienen im Verlag der Schwesternbriefe, Hochdahl-Millrath 23 — Preis 2,— DM. — Auf dieses gehaltvolle Gedichtbändchen möchten wir unsere Leser empfehlend aufmerksam machen.

Das Wort „Heimat" in der deutschen Sprachgeschichte

Von Prof. Dr. K. Kurth, Göttingen

Es gibt kaum ein Wort der deutschen Sprache, das so inhaltsschwer ist wie das Wort „Heimat". Es ist von solch tiefer Bedeutung, daß es sich kaum in andere Sprachen übersetzen läßt. Selbst das englische Wort „home" gibt, obwohl es sich doch um ein Wort in einer eng verwandten Sprache handelt, durchaus nicht die Gefühlswerte wieder, die der Deutsche so lebendig empfindet, wenn er das Wort „Heimat" vernimmt. Das Heimatempfinden des Deutschen ist so einmalig, daß das Wort „Heimweh" nur hier entstehen konnte und daß es erst danach in englischer Übersetzung — etwa um 1760 — als home-sick erschien, ohne doch den vollen Gefühlsgehalt auszuschöpfen.

So gehört denn das Wort „Heimat" zu den ältesten Wörtern der deutschen Sprache, wie Lutz Mackensen, der bereits 1936 in den „Baltischen Monatsheften" der Bedeutung des Wortes „Heimat" in der deutschen Sprachgeschichte nachging, an verschiedenen Beispielen belegt. In althochdeutschen Glossaren, d. h. in Anmerkungen zu lateinischen Texten, erscheint es als heinmuodiu in Übersetzung des lateinischen patria (Heimat — Vaterland), woraus sich dann später heimuot entwickelt. Dabei ist es bedeutsam, daß das Wort heimuot die gleiche Zusammensetzung hat wie das — ebenfalls unübersetzbare — deutsche Wort „Gemüt".

So wird denn in den alten Texten das Wort „Heimat" insbesondere dann verwandt, wenn der Übersetzer damit den Begriff des inneren und äußeren Geborgenseins zum Ausdruck bringen will. In der „Summa theologiae" schafft Gott das Paradies für Adam und Eva „zi der selbin heimi", zu ihrer Heimat. Im Ezzolied heißt es „himelriche ist unser heimot". Und im Gedicht vom himmlischen Jerusalem ist die Stadt „die heimut" von denen, die „rehte" d. h. gerecht gelebt haben. So wird heimuot gerade im Mittelalter zur Verdeutlichung der Himmelsvorstellung gebraucht.

Rückkehr in die Heimat heißt mittelhochdeutsch „heimvart", und es ist bezeichnend, daß im Rolandslied hier das Wort „frölich" hinzugefügt wird. Die Heimkehr ist für den fahrenden Ritter und für die Gefolgsmannen immer „fröhlich". So finden wir auch den Begriff der „süezen heimuot" wie sich auch zahlreiche ähnliche Zusammensetzungen ergaben. — Walther von der Vogelweide prägte das Wort „inheimisch", in der Bedeutung von „zu Hause befindlich", und auch „heimisch", indem er von den Herrschern der Heimat als von den „heimischen vürsten" spricht.

Aber es wird auch bereits frühzeitig vom „Heimatverlust" gesprochen. Ein schwäbisches Weistum von 1499 beschreibt die, die „von haimmet ussgewesen und von haimet ussgezogen" sind. Ja, es finden sich Wortbildungen, die inzwischen wieder verklungen sind, so insbesondere das Tätigkeitswort „haimen", was soviel bedeutete wie „heimisch machen", „heimisch werden". Im Jahre 1338 dankte ein heimatlos Gewesener einer Gutsherrin dafür, „daz si mich zuoz in hant gehaimet und da ich bi in ein hus han gebuen", daß sie ihm bei sich Heimatrecht gewährte und er sich nahebei ein Haus bauen konnte. Und in Gottfrieds Tristan heißt es einmal: „Wir müezen dike fremdiu lant heimlichen und buwen": Wir müssen das fremde Land mit Fleiß zur Heimat machen, indem wir es bebauen. Dementsprechend finden sich im 14. Jhdt. Wortverbindungen wie etwa „hausen und haimen" wohnen und eine Heimat haben.

Auch Luther verwendete, wie Lic. Kammel in seiner kürzlich erschienenen Schrift: „Heimat im Lichte der Bibel" erwähnt, das Wort Heimat in seiner Bibelübersetzung, wenn auch nur einmal, in einer seiner Schriften heißt es: „Sie kumen zu dem rehten waren heinmud und vaterland der ewigen Seligkeit".

Besonders bedeutungsvoll ist es auch, daß das Gegenteil von Heimat sprachgeschichtlich nichts anderes ist als „das Elend". Heimat ist das „inlende", außerhalb derselben das „elende". Wer also die Heimat verließ oder aus ihr verstoßen wurde, geriet in das „Elend". Bereits im Althochdeutschen gibt es das Wort „ellentuom", was so viel bedeutet wie „im anderen Lande leben", und die niedersächsische Beichte spricht von den „Armen und Heimatlosen", nennt sie doch „arma man endi othra elilendia", arme Menschen und andere Heimatlose, in einem Atemzuge. Die Fremde war eben der Ort, wo der Arme nur geduldeter Gast war, wo er Not erlitt, wo er „im Elende" war. Nach dem Priester Wernher ist die Gottesmutter diejenige „diu die ellenden wider heim scholte senden zir rehten vaterlande", Maria soll die Heimatlosen wieder in ihr Vaterland bringen, welches ihnen rechtens Heimat ist.

So birgt das Wort „Heimat", wie Stavenhagen in seiner Schrift „Heimat als Lebenssinn" feststellt, stets eine tiefe Wesenheit: „Das Trauliche, Mir-Nahe und Mich-innerlich-Bergende". Es ist immer ein Teil Ideal und ein Teil Wirklichkeit, wie dies schon in der Verwendung des Wortes bei der Darstellung und Übersetzung vor allem auch biblischer Begriffe zum Ausdruck kam. Für die deutschen Heimatvertriebenen aber erhielt das Wort von der Heimat, aber auch das von der Nicht-Heimat, vom Elend — eine ganz besonders tiefe Bedeutung. Es ist das tiefe Bedürfnis nach einem äußeren und inneren Zu-Hause-Sein, das ihnen schmerzlich deutlich wird, wenn sie das Wort Heimat vernehmen. Und es veranlaßt sie, die Liebe zur irdischen Heimat zu bewahren gemeinsam mit den Heimatgenossen, wie gerade sie auch wohl erkennen, warum so oft das Wort von der Heimat gewählt worden ist, um das zu beschreiben, was nun einmal das letzte Ziel all des Strebens und Erleidens in diesem Leben ist.

Wanderndes Volk / Erinnerungen aus meinem Zuhause

von Erminia v. Olfers-Batocki

2. Fortsetzung und Schluß

Wenn in Königsberg der Johannimarkt in Aussicht war, kam auf dem Wege dorthin die Schlesingersche mit ihrem hohen Tragekorb auf dem Rücken ins Haus. Mamsellchen freute sich gar nicht, denn sie fand, daß dann die Mädchen sowie — wenn Wäsche war — die Frauen nichts täten als herumzustehen und die mitgebrachten Sachen zu bekicken, die doch kein Mensch kaufte: Paradehandtücher mit eingewebten biblischen Bildern, Sofaschoner und gestickte Kopfkisseneinsätze, die dem Ruhenden Muster ins Gesicht preßten. Schließlich kaufte die Mamsell, um die Schlesierin loszuwerden, etwas Fitzelband oder Schuhschnüre, vielleicht auch rote Bettsenkel oder Waschknöpfe und entließ die Frau, indem sie ihr den Weg über den Kirchhof zeigte, Pfarrers würden wohl Interesse für die frommen Paradehandtücher haben.

„Ein Taubstummer Lantwird bittet etwas zu verbeißen." So stand mit Kreide auf unserem Porzellanschrank geschrieben. Der seit Jahren Bekannte wurde bewirtet, zog weiter durch Gut und Dorf, und wenn man zu Gärtners kam, las man an der Tür: „Ein taubstummer Gärtner bittet —", beim Schmied: „Ein taubstummer Hantwerker", im Pfarrhause war es sogar ein taubstummer Kandidat, im Schulhause ein taubstummer Gelehrter. Dieser weise Mann, obgleich er zu bedauern war, wechselte seinen Beruf alle paar Minuten und damit auch seinen Speisezettel. —

Was war das für ein Geschrei von der Straße her? Jeder, der es hörte, wußte sofort: Die Gänsetreiber waren da! Hunderte von Gänsen, mehrere Stockwerke übereinander, fuhren auf zwei langen, vierspännigen Wagen durchs Dorf zum Gut. Der Unternehmer davon war Herr Schaschke aus Gutenfeld, der die Gänse aus Rußland bekommen hatte und sie hier los wurde. Es war hübsch anzusehen, wie sich die langen weißen oder grauen Hälse aus ihren engen Gittern reckten, besonders, wenn sie Wasser witterten, und ich bat meinen Vater, recht viele zu kaufen, damit die armen eingesperrten Tiere in Freiheit kämen. Es wurde verhandelt. Hundert Stück sollten 300,— Mark kosten und außerdem sollten drei Stück „margrietsch" gegeben werden. Aber meine Mutter verlangte noch, — und sie wollte aus ihrer Gartenkasse extra bezahlen —, vier Gänse für die beiden Großmamas, eine für die Tanten Hanstein, eine für die Tanten Sanden und die Weihnachtsgans, die, schon gebraten, dem alten Onkel Robert ins Stift geschickt wurde.

„Also abgerundet noch zehn zu den hundert Gänsen, macht 330 Mark, und außerdem eine Gans margrietsch fürs Krankenhaus der Barmherzigkeit." Schaschke unterschrieb, und nun ging es ans Aussuchen. Des Gänsehändlers langer Stab fing mittels des Hakens die Gänse ein, dann hing das arme Tier mit dem Halse fest und zappelte. Es war für mich ein Vergnügen, es abzunehmen und mit ausgestrecktem Arm zu wägen, wobei man meist mit weichem, aber sehr kraftvollem Flügel eins um die Ohren bekam. Erschien mir die Gans zu leicht, reichte ich sie dem Händler zurück, die, welche sich schwer genug anfühlte, ließ ich, mich ihrer Freiheit freuend, laufen, um gleich wieder einen runden weichen Hals in der Hand zu fühlen. Die befreiten Gänse eilten dann, mit langen Watschelschritten und wehenden Flügeln in das ersehnte Teichwasser, wo sie gleich ihren Durst stillten, ihr Gefieder badeten, tauchten und ein frohes Geschnattere anstimmten.

Am anderen Morgen übergab man die Gänseschar der alten Berta, die sie auf Haferstoppel trieb. Später wurden die Gänse gemästet und um die Martinszeit lagen bald zehn, bald zwanzig, bald mehr sauber gerupfte Bratgänse auf der Tischplatte, um in die Verkaufshalle des Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereins gebracht zu werden. — Ja, das waren noch gute Zeiten! —

Das war der Herbst. Nahten aber Winter und Weihnachtszeit, wurden die Straßengäste seltener. Nur vor Neujahr erschienen drei kleine Jungen aus Kreuzburg mit Silvesterglück. Das waren kleine, selbstgeformte Gipsfiguren, mit Goldpapier beklebt, die immer ein wenig stanken: Mann, Frau, Wiege, Glück, Brot, Geld, Himmelsleiter, Himmelschlüssel, Tod. Diese Figuren wurden am Silvesterabend unter Teller gelegt, und man mußte mit großer Spannung drei Teller aufheben, um die Zukunft des kommenden Jahres zu erfahren. —

Viel habe ich erzählt. Aber ich will den Audorsch nicht vergessen. Der Audorsch war eine, teils spukhafte, teils in den Dörfern beliebte Erscheinung. Er wanderte nur in einem von ihm gewählten Landstrich um Tharau, Schrombehnen, Penken, Kreuzburg und wenig anderen Ortschaften umher und lebte von Bettelei. Man wußte nie, wann er kam und auf wessen Heuboden er schlief. Morgens stellte er sich zum Frühstück ein, ängstigte die Kinder, er würde sie beim Schulgang in den Frisching schmeißen, neckte bal diesen, bald jenen der Gespannjungens, er würde ihren Pferden die Schwänze abschneiden. Er neckte die jungen Mädchen, er ginge jetzt beim Standesamt anmelden, daß er die Minna oder Frieda heiraten würde, ängstigte die Frauen, der auf dem Rasen liegende Flachs würde in einer Nacht brennen.

Aus Angst vor all diesen Missetaten gaben alle Leute ihm Nahrung, die Frauen wuschen seine Wäsche, der Dorfbarbier, nämlich der Schäfer, verschnitt ihm Haar und Bart. Ich habe manchmal gehört, daß eine Großmutter dem noch spät spielenden Kinde auf dem Dorfanger zurief: „Go schloape — sunst holt die de Audorsch!" Alles hatte Angst, ihm zu begegnen, ja, eine Gutsfrau, die aus der Stadt stammte, hatte für solch ländlich harmlose Schreckensgestalt kein Verständnis und ließ ihn ins Gefängnis stecken. Als er loskam, war es aber für diese Dame wirklich nicht geheuer — es hieß, sie ginge nie mehr in den Wald, immer ritte sie, begleitet von zwei bissigen Hunden, da soll der Audorsch einmal vor ihr ausgerissen; in den Vorwerksbackofen gekrochen sein — aber es kam auch anders: Zwar blieb er ein arbeitsloser Herumstreicher, es gelang aber meiner Mutter, den Audorsch einen Sommer lang als Gartenarbeiter anzustellen, und nie ist der Obstgarten so sicher bewacht worden wie damals, als der Landstreicher ihn bewachte. Man zeigte ihm Vertrauen — das war die Hauptsache.

Der Audorsch soll sehr alt geworden sein und ist in seiner eng umgrenzten Heimat gestorben. Er soll auf einem kleinen Friedhof begraben sein, an dessen Zaun die Eisenbahnen vorüberrattern.

Auch ich bin in der Fremde. Unlängst sah ich durchs Fenster meines städtischen Dachstübchens — da hielt ein Scherenschleifer vor der Tür, ich hörte ihn rufen: „Ei, Scherenschleifen! Ei, Küchenmesser — ei, Taschenmesser! Kommen se schleifen! Scherenschleifen!" Das konnte nur ein Ostpreuße sein. So rasch ich konnte, war ich die Treppe hinunter und auf der Straße: „Guten Tag, lieber Landsmann, wo sind Sie zu Haus?" — „Na," lächelte er, „ich bin von Lötzen, kennen Sie das?" — „Na, und ob! — Wie sind Sie hergekommen?" — „Na, mit meiner Karr', immer weiter — vier Jahrchen bis jetzt und dritte halb Monat unterwejes." — „Wie alt sind Sie?" — „In Angermünd wurd ich 71." — „Und nun wohnen Sie hier." — „Ach nei, bei wem soll ich wohnen! Ich karr immer weiter, immer weiter —"

Wanderndes Volk — Heimatlose der Straße. Ich denke an euch heute mitfühlender denn je. — Auch ihr wurdet von Jahr zu Jahr weniger, wir merkten es, daß der oder die nicht wiederkam. Waren sie unterwegs gestorben und begraben worden? Sie alle waren unsere Gäste gewesen, sie hatten zu den Tagen glücklicher Zeit gehört. Vielleicht verstehen wir sie, ihre Eigenarten und Schicksale heute noch tiefer als damals, denn wir sind jetzt selber heimatlos und wanderndes Volk.

E. v. Olfers-Batocki dankt

All die Liebe, all die Güte,
All das fromme Gottbehüte,
All die Worte, und die Briefe
Aus solch herzenswarmer Tiefe
Von den Jüngsten wie den Alten
Festtagsreden, die mir galten,
Kindervers und Mädchensingen,
Mundartlich vertrautes Klingen
Blumen spenden, Schönes schenken,
Liebevolles Meingedenken —
Alles um mich zu beglücken.
Und mein Herz schlägt voll Entzücken:
Ist das wirklich alles mein? —
Göttlich ist das Dankbarsein.
Alles was im langen Leben
Ich an Wenigem gegeben,
In die Herzen Euch zu senken,
Mitzufühlen, mitzudenken —
Was ich Euch geschrieben habe,
War nur Werk der Gottesgabe. —
All Euch Lieben, nah und weit
Grüß ich voller Dankbarkeit.

Das Kinderparadies in Masuren

Von Luise Kalweit

Es war eine kleine Stadt in Masuren, die aber umkleidet war von dem ganzen Zauber ersten erwachenden Erlebens, als sie noch den Namen „Kinderparadies" führte.

Nicht meine Eltern wohnten zunächst dort, sondern meine Großeltern. Und ihr Haus stand im Range immer obenan.

Alter und erste Kindheit neigen verstehend sich zu, weil sie beide so himmelsnahe sind.

Sahst du einmal zwei Köpfe zusammengeschmiegt, — Großmutter und Enkelin — einander ganz unähnlich und doch ähnlich, hier die müden Züge vom Leben zermürbt, dort die blühenden vom Leben wachgeküßt, hier das Leben nicht fern vom Erlöschen, dort das Leben fortgeführt, wer weiß wohin? — Dann weißt du, warum Großeltern und Enkel einander verstehen.

Alljährlich ging's zu den Ferien ins „Kinderparadies", das damals noch keine Eisenbahn streifte. Sieben Meilen fuhr der „Opapa" uns Kinder durch Masurens Kiefernwälder auf dem Leiterwagen, dessen Strohfüllung uns aufnahm wie ein warmes Bett unflügge Vögel.

Die Eltern kamen später nach, da Vaters Ferien erst später begannen. Wenn der Leiterwagen sie abholte, rissen wir uns doch von all dem Schönen los, womit das „Kinderparadies" uns umspann, und genügten unsrer Kindespflicht, indem wir an den Telegraphenstangen horchten. Denn am verstärkten Summen der Drähte vermeinten wir die Ankunft des nahenden Fuhrwerkes zu erlauschen.

Und brummte es besonders laut, dann schrien wir: „Sie kommen! Sie kommen!"

Nun wollen wir über holpriges Pflaster auf Opapas Hof fahren. Gab's eine schönere, liebere Frau als Omama, die behaglich auf der Steintreppe stand, kein graues Haar im braunen Scheitel, die behäbige rundliche Gestalt mit schlichtem Kattunkleid angetan, als einzigen Schmuck ein weißes feingestricktes Krägelchen, von goldener Brosche zusammengehalten!?

Mit gütigen braunen Augen schaute sie nach uns aus und sagte nur nach der Begrüßung: „Kinder, die Milchmus steht schon auf dem Tisch. — Kommt essen."

Wir aßen in dem kleinen Hinterstübchen an dem Ausziehtisch, hinter dem das kühle, schwarze Ledersofa stand. Wie klein erscheint mir dies Stübchen heute, wie klein der angrenzende Alkoven mit dem weißverhangenen Urgroßvater-Himmelbett, — wie groß war alles damals! Das Stübchen war so groß, daß Omama sagen konnte, wenn ein neuer Mittags- oder Abendbrotgast eintrat: „Kinder rückt ein bißchen zusammen, ich bringe noch einen Teller." Und es war immer noch Platz da, und das Essen reichte immer, und alles schmeckte immer köstlich, besser als anderswo. Dasselbe Gericht, das uns zu Hause nicht mundete, wir verzehrten es bei Omama ohne Widerrede, sogar rote Rübensuppe mit grauen Erbsen, die die Arbeitsleute in der Küche wintertags anstelle des Morgenkaffees um 6 Uhr früh vertilgten.

Auch der Kampen trockenes Brot schmeckte uns, den wir als Omamas Spende stets in der „Kleiderfupp" mit uns herumtrugen. Auch die heimlich ausgezogenen Möhren und Radieschen, die Omama eigentlich nicht sehen durfte, deren Schwänzchen sie aber doch manches Mal erblickte, worauf sie uns halb böse, halb lächelnd „ihr Rackers" nannte und weiter sagte: „Dann eßt sie meinetwegen, aber stopft sie nicht zurück, wenn ihr sie ausgezogen habt, sonst ruiniert ihr mir den ganzen Garten."

O dieser Garten! Wie siehst du heute aus, du lieber Garten? Warst du uns wirklich vor Jahrzehnten eine Welt? Vornean der Glasäpfelbaum, dessen Früchte gerade zu Opapas Geburtstag am 14. August reif wurden und den Hauptteil der Belohnungsspende für unsre Geburtstagsgedichte bildeten — daneben der Honigkruschkenbaum, auf den wir doch klettern konnten, wenn wir auf das Stalldach nebenan stiegen. Die Kirschbäume waren einigermaßen in Sicherheit, denn unter ihnen hatten die Bienen ihren Stand. Und es gehörte Mut dazu, sich die süße Beute anzueignen, wenn sie einen mit bösem Gesumm umschwirrten.

Die Stachelbeer- und Johannisbeersträucher waren gleichfalls durch ein Gesetz geschützt. Nie wurden wir bei der Beerenernte eingesetzt, wenn wir nicht ein Gelübde ablegten. Wir mußten durch Pfeifen und Singen bekunden, daß unsere Münder anderweitig beschäftigt waren, also für die Vertilgung von Beeren nicht in Frage kamen.

Ostpreußische Spukgeschichten

Die 2. Fortsetzung der Ostpreußischen Spukgeschichten veröffentlichen wir in unserer September-Ausgabe.

Omamas Blumen waren eine Berühmtheit. Verstand jemand in der weiten Welt Blumen und Gemüse zu ziehen wie sie? War ihre Bleiche nicht anders als andere Bleichen? Wurde auf ihr die Wäsche nicht weißer als anderswo? Das mußte doch der Grund dafür sein, daß alle Nachbarfrauen auf ihr die Wäsche spreiteten. Und wer Omamas Lilien, Levkojen und Astern schätzte, der erhielt zum Sonntag noch obendrein einen Strauß.

Omama war überhaupt sehr gut, ganz gut. Noch nach Feierabend briet sie uns Kindern 100 bis 150 Uckeleis, die wir tagsüber in dem Fluß, der am Garten vorbeifloß, fingen. Sie briet sie ohne Zögern, ohne Murren, knusprig, goldbraun, damit wir sie frisch von der Pfanne mit Haut und Haar verspeisten.

Niemand hätte es in der Verwandtschaft gewagt, Wurst zu machen, ohne daß Omama beratend zur Seite stand oder die Wurst abschmeckte. Keiner wußte wie sie, wieviel Majoran in die Leberwurst getan werden mußte, um ihr die nötige Würze zu verleihen. Und nur dann platzten wenig Würste, wenn sie beim Stopfen zugegen war. Als die mehr als Achtzigjährige ans Bett gefesselt war, gebot es der ehrfurchtsvolle Takt, daß auch dann noch der angerührte Wurstteig ihrem Gutachten unterworfen wurde.

Und sie wünschte das auch.

(Fortsetzung folgt)

Dichter der Heimat

Wir tragen die Heimat im Herzen

**Wir tragen die Heimat im Herzen,
Das ist nun ihr heimlicher Dom,
Darinnen drei schimmernde Kerzen —
Die Heimat liegt weit hinter'm Strom.**

**Der Kerzen, der sind es wohl dreie,
Wir haben sie schweigend entbrannt
Und nannten die erste die Treue,
Die löscht keine irdische Hand.**

**Wir nannten die zweite die Liebe
Und schämten der Tränen uns nicht,
Auf daß uns für allzeit verbliebe
Der Heimat herzliebes Gesicht.**

**Die dritte dem Glauben entbrannte,
Die hellste dem weglosen Heer,
Ein Alter zum Strome sich wandte
und sprach von der Wiederkehr.**

Ernst Windmüller.

In der Fremde

Bruno Clemens

**Berge, Wälder und Seen
gleißen im Sonnenlicht.
Doch der verlorenen Heimat
Antlitz tragen sie nicht.**

**Vögel jubeln und singen
fröhlich in Busch und Ried,
Doch es ist nicht der Heimat
unvergeßliches Lied.**

**Menschen kommen und gehen
vorbei mit kaltem Gesicht.
Der ach so fernen Heimat
Sprache reden sie nicht.**

**Tage und Monde kommen,
einsam die Jahre vergehen.
Unvergeßliche Heimat
gäb's nur ein Wiederseh'n.**

**Bei dir wäre vergessen,
wie hart das Schicksal auch traf.
Gnade zu dir zu eilen,
wär's auch zum letzten Schlaf.**

Erntezeit

*Durch die Felder, die im gold'nen Reifen
Seine Mütze in der harten Hand,
Geht der Bauer, seine Blicke schweifen
Durch das lichterfüllte, weite Land.*

*Seine Hände streicheln zart die Ähren,
Und ihr Neigen wird ein still Gebet,
Das dem Ewigen zu Lob und Ehren
Leuchtend über seinen Äckern steht.*

*Durch die Lüfte harft ein leises Klingen,
Lied von Erntesegen, Erntedank,
Wie ein Psalm auf Werden und Vollbringen,
Vor der Sense schrillem Todesklang.*

Otto Losch.

Aufblick

**Schau auf, mein Herz, zu alten Sternenzeichen,
zu jeder Himmelsschrift in lichter Pracht;
sie leuchtet hier wie in der Heimat Nacht,
wenn wir emporgeschaut in frommem Schweigen.**

**Du ewig Licht, das in gemessnem Gange
um unser wegverwirrtes Leben kreist,
mahnt nicht mit dir der große Schöpfergeist:
„Gescheuchte Menschenseele, sei nicht bange!"**

**„Sieh, meine Sterne löschen dir nicht aus;
mein Himel blieb, wie er dich dort umspannte.
Du bleibst bei mir auch hier, im fremden Lande
in deines weisen, treuen Vaters Haus!"**

Walter Scheffler

Schöne Erntezeit in Ostpreußen

Von Sabine Hoth

„Das Feld ist weiß, die Ähren neigen sich." Eine erwartungsvolle sommerliche Stille liegt in diesen letzten Tagen vor der Ernte über den noch unberührten Feldern. Ernst Wichert erwähnt in seiner „Majorin", daß es Gegenden in unserer Heimat gegeben hat, da in dieser Zeit aller Lärm, Musik und Tanz geschwiegen haben. Der Mensch holte noch einmal Atem, ehe Gott ihn an die große Arbeit rief. Er bereitete sorgsam alles vor, prüfte nochmals die im Winter neu in Stand gesetzten Maschinen und Geräte, sorgte, daß die Pferde, die wichtigsten Arbeitskameraden unserer Bauern, in gutem Kräftezustand waren, räumte das Letzte auf in Scheunen und Speichern.

„Ein Jahr lang ließest du es währen, bis uns gereift die Saat, die uns soll nähren". Ein Jahr lang — was es umschloß, was es gefordert und gegeben hat, es zieht nochmals am inneren Auge des Landsmannes vorüber, der still am am Sonntag oder abends nach Feierabend zu seinem Roggen geht, um zu prüfen, wie lange es noch sein wird — bis die erste Sense klingen darf.

Er selbst und alle, die mit ihm arbeiteten, wissen um Arbeit und Sorge, um Erfolge und Mißerfolge dieses Jahres, aber auch um Freude und Stolz und Dankbarkeit, wenn Gott ihr Tun segnete. Lange geht der Blick des Landmanns über sein Roggenfeld. Wie schwer war es gewesen im letzten Herbst, als es immer und immer wieder regnete. Jedes Fuder Gerste, das vorher hier gewachsen war, mußte sozusagen vom Feld gestohlen werden in einigen trockenen Stunden, da unser guter Wind Wunder tat, und die durchnäßten, eben neu umgesetzten Hocken erstaunlich schnell trocknete zwischen den Regenschauern. Es war ja doch so eilig! Bis etwa 20. September sollte das Feld frisch geackert und bestellt, die neue Saat bergen. Spätere Aussaat ist in unserer Heimat eine unsichere Sache. Es war noch gerade gelungen, und hier stand nun die neue Ernte. Er gedachte seines Gebetes damals, des gleichen, das er im Frühjahr, als die Saat der Sommerung begann, zum Himmel schickte und das nun zu Beginn der Ernte wieder wichtig wurde: „. . . segne, Vater, unsrer Hände Werke, schenke uns Gesundheit, neue Kraft und Stärke!"

Er denkt auch an alles Menschliche dieses Jahres, das eng verknüpft mit der wechselnden Arbeit in sein und seiner Leute Leben trat. Hier auf diesem Feld ackerten die Gespanne, als er so frohen, dankbaren Herzens hinauskam und seine Leute zu ihm traten und ihm die Hand reichten in ehrlicher Mitfreude. Gott hatte ihm eben einen Jungen geschenkt. „Wenn wi in 8 Joahre hier wedder Jerscht infoahre, dann foahrt he schon wieder", meinte ein alter Gespannführer, der ihn selbst schon vor 30 Jahren das „Wiederfoahre" gelehrt hatte.

Und dort am Wald hatten sie, er und seine Leute, eines Tages „Kleinmittag" gemacht, und während sie ihr Brot aßen und die Pferde müde die Köpfe hängen ließen, besprachen sie miteinander den Bauplan für das neue Insthaus. Nachdenklich war er nach Hause gegangen. Jetzt wohnten schon die Familien in dem Haus. Jener gute Weizenschlag hatte wesentlich dazu beigetragen, die Baukosten aufzubringen. War das nicht auch eine Ernte des Jahres gewesen?

Auch Gott der Herr hatte Ernte gehalten. Hier hatte sein alter treuer Schmied noch einen kleinen Schaden an der Drillmaschine geheilt, und wenige Tage danach hatten sie ihn hinausgetragen auf den Kirchhof neben der alten schönen Ordenskirche. Viele Erinnerungen an das Vergangene dieses Jahres tauchen noch auf. Und so mancher Gedanke in die Zukunft reiht sich an. Der neue Bestellungsplan und vieles, was sich fast nur aus sehr konkreten Zahlen zusammensetzt. Ein guter Landmann muß auch ein guter Rechner sein, ein Kaufmann, ein Organisator, ein Kenner aller Vorgänge im Betrieb — niemals ein Phantast, wenn auch sein Innenleben meist tiefer und reicher ist, als er ausdrücken kann.

Wenige Tage später beginnt die Ernte. Dann ist keine Zeit mehr zur Besinnlichkeit. Es wird angehauen. Auf den Gütern ist es selbstverständlich, daß der Gutsherr hinausgeht, um sich „binden" zu lassen, oft mit der ganzen Familie. Er muß die erste Stoppel betreten, nicht etwa auf dem Wege stehen bleiben. Dann kommen die Frauen oder Mädchen, die hinter der Sense binden (in unserer modernen Zeit auch manchmal der Mann vom Bindemäher), binden das Strohband um den Arm.

Mit der Roggenernte beginnen heiße, arbeitsreiche Wochen, die alle Kräfte erfordern. Ostpreußisches Tempo bei der Ernte! Wir haben keine Zeit in unserem Lande. — Weiter — weiter! Die neue Saat muß in die Erde. Daher unsere schnellen vier Pferde, die zu einem Gespann gehören. So mancher von uns hat mit Staunen hier im Westen gesehen, wie langsam die Erntewagen hinausfahren, schwere Pferde oder Kühe davor, wie der Bauer zu Fuß neben seinem beladenen Wagen Schritt für Schritt nach Hause kommt. Hei, das ist bei uns anders! Eine prickelnde, freudige Unruhe und Eile steckt in jedem, der dabei ist. Im Galopp poltert der erste lange Erntewagen hinaus. Weit vom Feld hört man die Zurufe der Staker: „Wieder" — „wieder" — „lot" und gleichsam als Echo jedesmal das „hü-er" des Weiterfahrers, des Jungen, der so vom Sattelpferd aus spielend das Kutschieren, das Lenken der vier Pferde lernt. Im Trab kommt dann das gut geladene Fuder nach Hause.

Dies alles ist nicht nur vom Nützlichkeitsstandpunkt, von den Gegebenheiten unseres Klimas zu verstehen. Tiefer als der Westen fühlt sich unser großes östliches Agrarland der Allgemeinheit verpflichtet. Man arbeitet nicht in erster Linie für sich, für den Geldbeutel, für das eigene möglichst gute Leben. Man arbeitet für das deutsche Brot, für die großen Städte und — aus Liebe zur Sache. Und nicht zuletzt in der Gewißheit: „Er wandelt heilig selbst in unsrer Mitte." Tief, sehr tief steckt das echte, Gott. und der Natur verbundene Landsmannsblut in unserer Bevölkerung, — das Wissen um das göttliche „Es werde", ohne das alles umsonst wäre.

Ich hörte einen Landmann sagen: „Das erste Fuder Roggen erwarte ich doch in jedem Jahr sozusagen mit gezogenem Hut auf dem Hof". „Unser Roggen ist der beste in der ganzen Gegend", sagen die Arbeiter voll Stolz. „Wir haben alles trocken reingekriegt — wir sind zuerst fertig — wir haben 18 Zentner vom Morgen gedroschen" . . .

Unsere Bilder heute werden viele Erinnerungen von einst wieder erstehen lassen — bei allen. Unsere weiten Felder — hier ein großer Schlag Raps mit den doppelten Hocken. Dort der Typ eines echten ostpreußischen Landarbeiters auf seinem Sattelpferd. Und hier der Binder, zur Kriegszeit von einer jungen Landwirtin gefahren.

„Über allem liegt die Erntesonne. — — Herr laß sie wieder scheinen über den Kindern dieses Landes, die erneut aus Deinen Händen nehmen wollen diese Erde, so wie Du sie schufest, um zu säen und zu ernten — zu arbeiten nach Deinem Willen und — auszuruhen einst in ihrem Schoße zur himmlischen Ernte.

Wir gratulieren

Frau Oberin Margarethe Weiß, geb. zu Milchbude bei Tilsit — Tochter des Oberamtmannes und Rittergutsbesitzers Weiß-Perwalkischen — vollendete am 19. 6. 1951 bei bester Gesundheit ihr 75. Lebensjahr. Frau Weiß, die heute in einem kleinen Dachkämmerchen in Volmarstein/Ruhr, Altersheim Bethanien wohnt, hält treu an ihrer Heimat fest.

Saat und Ernte

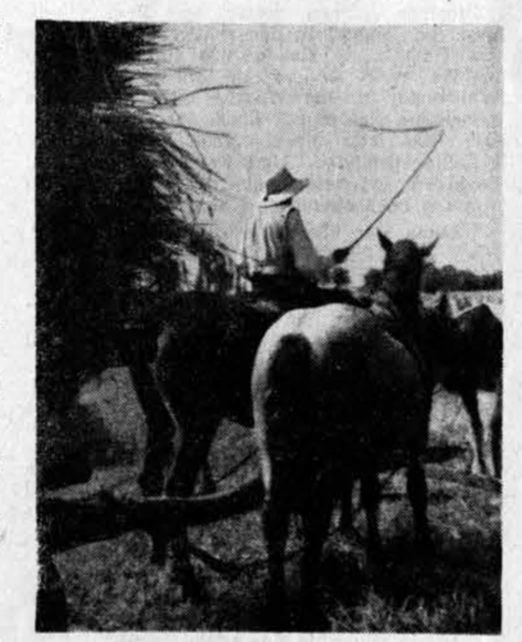
O laß mich streuen, Herr, die karge Saat
So Tag um Tag auf dornenreiches Land
Und gib, daß aus so hoffnungsloser Tat
Ich einmal ernte fleißigen Wurf der Hand.

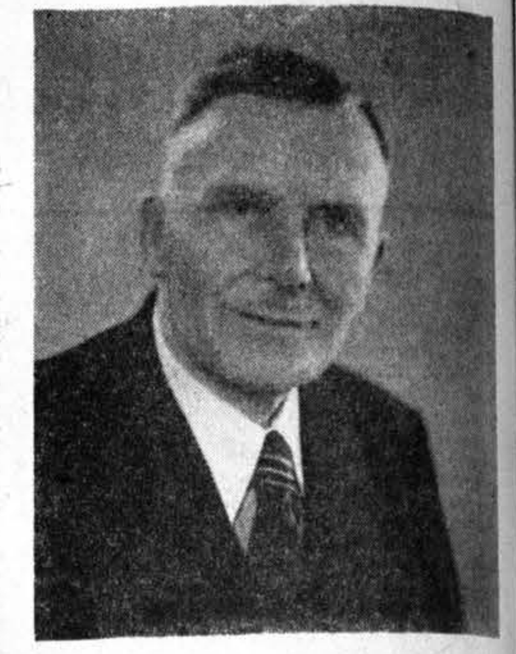
Kein Saatland rings, nur wüstes, ödes Feld
Und grauer Himmel, ganz mit Dunst durchtränkt,
Ach, eine fremde, abgestorbene Welt
Und kaum ein Mensch, der an mich liebend denkt.

Wie ist mir, Herr, das Herz von Reifen schwer,
Du riefst mich streng, den Müden, an den Pflug,
Nun habe ich, o Herr, mich selbst nicht mehr
Und fürchte mich fast vor der Körner Flug.

O einmal gib, daß noch mein Auge sieht
Die Ernte, die aus Deinen Saaten blüht . . .

Gerhard Kamin



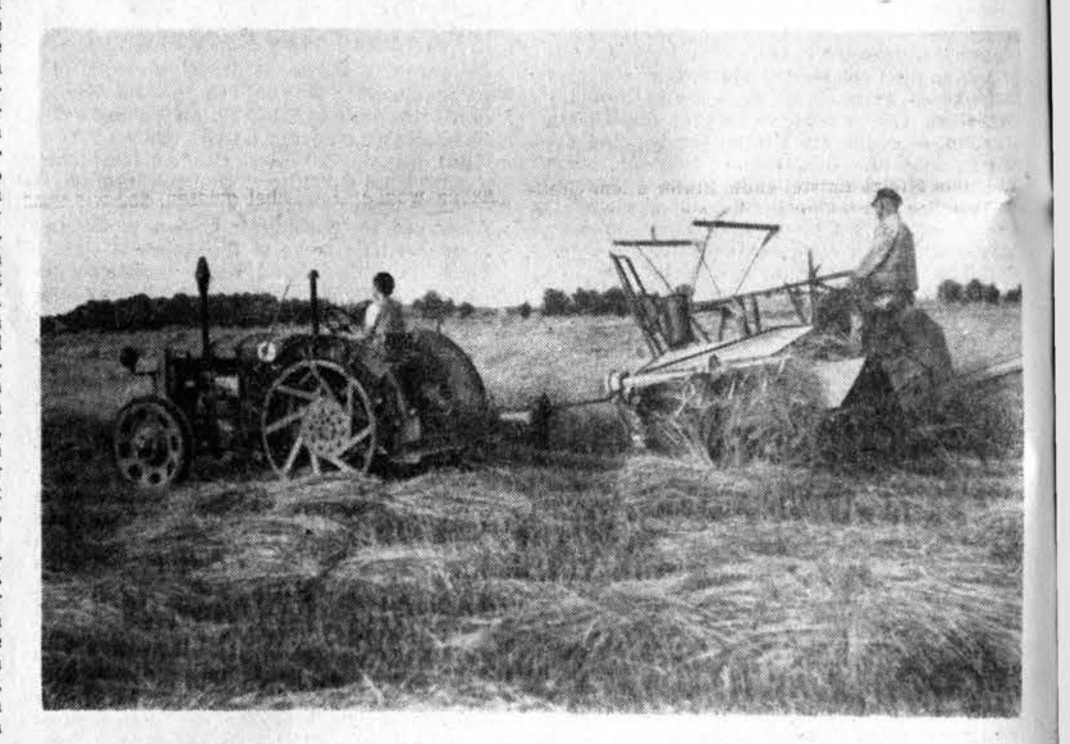


Gartenbaudirektor Schneider

Der Leiter des Gartenamtes in Königsberg, Gartenbaudirektor Ernst Schneider, beging am 1. August sein 60jähriges Berufsjubiläum. Ernst Schneider, der heute in Blumenthal, Kreis Schleiden, wohnt, darf für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, Königsberg zu einer Gartenstadt gemacht zu haben. Voller Dankbarkeit werden alle Königsberger sich seiner erinnern, hat er ihnen doch durch seine Tatkraft und Gestaltungsgabe einen herrlichen Kranz schönster Grün- und Gartenanlagen geschenkt und Ostpreußens Hauptstadt in dieser Hinsicht zum Vorbild gemacht.

Gartenbaudirektor Ernst Schneider begann in Würzburg, wo er geboren ist, seine Berufslaufbahn, die ihn nach Berlin, Köln, Görlitz, Posen und 1919 nach Königsberg führte, wo er 25 Jahre lang zum Segen der Provinzialhauptstadt wirkte.

Wir vereinen unsere besten Glückwünsche zu seinem 60jährigen Berufsjubiläum mit dem Wunsch für einen noch recht langen und gesegneten Lebensabend.



HUMOR DER HEIMAT

Der Henseleit und der Petereit sitzen im Dorfkrug beisammen, plaudern über dies und das und kommen auch darauf zu sprechen, was der Unterschied zwischen Höflichkeit und Takt ist. „Ach wat", sagt Henseleit, „wat soll da for e Unterschied sein, Höflichkeit is Takt und Takt is Höflichkeit!" „Aber nee, Noaber, da is schon e Unterschied. Ich will dir mal was klarmachen. Vorige Woche wollte ich zum Rechtsanwalt gehen. Es war dreiviertel zwei, als ich an sein Büro kam. Die Tür war noch zu. Ach wat, denk ich, was sollst Zeit versäumen, gehst in seine Wohnung und sprichst da mit ihm. Ich geh also die Treppe rauf, die Tür steht offen, kein Mensch ist zu sehen, ich geh weiter in den Gang, klopf an eine Tür und mach auch gleich auf. Herr Jeses, da steht de Frau Rechtsanwalt splitterfasernackt in de Badewann und hält sich de Händ vors Gesicht. Ich rasch zurück, und im Zurückgehen sag ich: „Ach, entschuldigen Se man, Herr Rechtsanwalt!" Sieh man, daß ich gesagt hab „Ach, entschuldigen Se man!" das war Höflichkeit und daß ich gesagt hab, Herr Rechtsanwalt, das war Takt."

Auf dem Dorfball ist ein feiner, junger Herr, der sich mit Fräulein Lieschen zu unterhalten sucht. „Sehen Sie bloß mal, Fräulein Lieschen, Ihr Freund Franz tanzt wirklich mit einer gewissen Grazie!" Lieschen klärt ihn auf: „I nei, hörn se, die kenn ich, das is ein gewisses Fräulein Meier!" Schließlich wird der „feine Herr" mit seinen gewählten Reden unserem Lieschen aber doch zu dumm. „Fräulein Lieschen," sagt er, „ihre Augen!" — „Wat hebbe dee all wedder gedoahne?!" — „Lieschen, die haben mir das Herz geraubt!" — „Joa, jeschäte!"

*

Jeder Ostpreuße möchte gern einmal in Wien gewesen sein, in dem Wien des Walzerkönigs, das so schön und so groß ist. Als ein ostpreußischer Landmann von der Reise zurückkehrte, die ihn nach Wien geführt hatte, wurde er natürlich heftig gefragt. Ja, wie soll man das schildern, wie soll man das erklären?! Er tat das so: „Wie Wien ist, Wien? Kennst du Labiau?" — „Ja," sagte der Nachbar. „Na, dann weiß ich dir sagen: gegen Wien is Labiau e Schiet!"

An unsere Leser!

Die Ostpreußen-Warte erscheint künftig immer am ersten jeden Monats. Bleibt die Zustellung unserer Zeitschrift aus, wenden Sie sich, bitte, an Ihr zuständiges Postamt. Besonders unsere Leser auf dem flachen Lande wollen darauf achten, daß Ihnen die Ostpreußen-Warte pünktlich geliefert wird.

Kurze Nachrichten

Ein Sprecher der Bayerischen Staatsregierung teilte im Rechts- und Verfassungsausschuß des Landtages mit, daß 8000 Hektar des abgabepflichtigen Großgrundbesitzes in Bayern sofort zugunsten der Ansiedlung heimatvertriebener Bauern freigegeben werden könnten. Jedoch kann der Bayerische Staat ohne Hilfe des Bundes nicht die für die Besiedlung notwendigen Mitel aufbringen.

Zum ersten Todestag Ernst Wiecherts:

Es geht ein Pflüger übers Land

Anläßlich des ersten Todestages des Dichters erscheint im Kurt Desch-Verlag, München, ein neues Werk von Ernst Wiechert: „Es geht ein Pflüger übers Land", Betrachtungen und Bekenntnisse, ausgewählt aus seinem Nachlaß. (Umfang ca. 230 Seiten.) Ferner bringt im August der gleiche Verlag die Reden des Dichters „An die Deutsche Jugend" geschlossen in einem Band sowie das Werk „Ernst Wiechert, der Mensch und sein Werk" heraus. Dieses erstmals 1947 erschienene Werk wurde entscheidend erweitert und überarbeitet. Nachstehend veröffentlichen wir aus dem Nachlaßwerk Ernst Wiecherts „Es geht ein Pflüger übers Land" einen Auszug aus dem Kapitel „Von der Sendung", das sich mit den kulturellen Leistungen Ostpreußens im besonderen Maße befaßt. Dazu bemerken wir, daß die Betrachtungen des Dichters aus der damaligen geschichtlichen Situation und seiner persönlichen Lage zu verstehen sind.

Es war am Tage vor Pfingsten, als ich auf der Pregelbrücke vor Norkitten stand und die Sonne aufgehen sah über dem Tal des Stromes. In meinem Rücken hob sich ein deutscher Kirchturm über deutsche Dächer, deutsch waren die Worte, die von Ufer zu Ufer klangen, deutsch das Lied, das aus nebligen Wiesen stieg. Meine Augen aber, stromauf sich weitend, sahen die fernen Quellen steigen, und aus ihrem Grunde sah ein fremdes Antlitz, stumpf und schwermütig, der Abgründe tiefer voll als das unsrige: aus ihrem Grunde sah das Antlitz des Ostens. Es ist dem Auge nicht gleich, ob es von der Neckarbrücke in Heidelberg die lächelnde Seele eines blühenden Landes umfaßt; ob von den Kölner eisernen Bögen das feierlich gleitende Maestoso des deutschen Stromes; ob von den steinernen Pfeilern Regensburgs den stürmenden Glanz der Nibelungenstraße; ob es auf Oder, Elbe oder Weser blickt. Es ist ihm nicht gleich, aber es ist ein Unterschied der Form, nicht der Seele, der Tonart, des Rhythmus, des Melodiebogens, der Heimat, nicht des Vaterlandes. „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald" kann an allen diesen Ufern gesungen werden. Aber schon an den flachen Bänken der Oder klingt ein ganz leiser, falscher Ton in diese Strophen, der sich düsterer aufhebt an den dunklen Ufern der Warthe, der an der Weichsel zu schwermutsvoller Klage schwillt, das Lied übertönend, je lauter, desto weiter nach Osten der Sänger zieht, bis es versunken ist, wo die Memel in das Haff der Kuren strömt, wo in den weißen Nächten fremde Götter auf den hohen Ufern sitzen, die Hände gefaltet, des Grames voll. Ja, wir haben eine Erde für uns, nicht nur eine Erde der Moore, der Wälder und der Seen. Wir haben eine andere Erde als die anderen. Es tut nichts, daß Kirche und Haus, daß Brücke und Straße, daß Wagen und Pflug uns erblicken wie im Deutschland der anderen. Es ist Kleid und Schmuck und Schminke um das Antlitz der Zivilisation, nicht mehr. Es tut nichts, daß wir Spinnstubenlieder sammeln, Sprichwörter und plattdeutsche Märchen; daß wir Aufhebens machen von der Kunst des Ritterordens und seiner Kultur; daß Heimatvereine sich um die Seele des Volkes mühen. Es tut das alles nichts. Denn hinter allem Entstellten steht unabänderlich das Nie-zu-Entstellende, hinter allem Greifbaren das Ergreifende, die ewige Erde, von Wind und Wolken überflutet, von Vögeln überflogen, von Wanderern durchwandert, von Namen durchklungen, von Wellen durchspült, von Tränen erfüllt, von Trieben durchblutet, die keine andere deutsche Erde kennt. In ihrem Schoß schlafen verschüttete Dörfer, schläft der Bernstein aus der Zeit des Gartens Eden, schläft das Blut ungezählter Stämme, Völker und Rassen, eingepflügt vom Pflug der Jahrtausende, geeggt mit der Maschine des Fortschritts, überlagert von westlicher Seele. Aber die zu dem Grund der Quellen niederblicken, Kinder und Tiere, Mütter, Greise und Dichter, sie sehen noch immer das Antlitz dieser traurigen Erde, stumpf und schwermütig, wie hinter verdämmerndem Gitter: das Antlitz des Ostens.

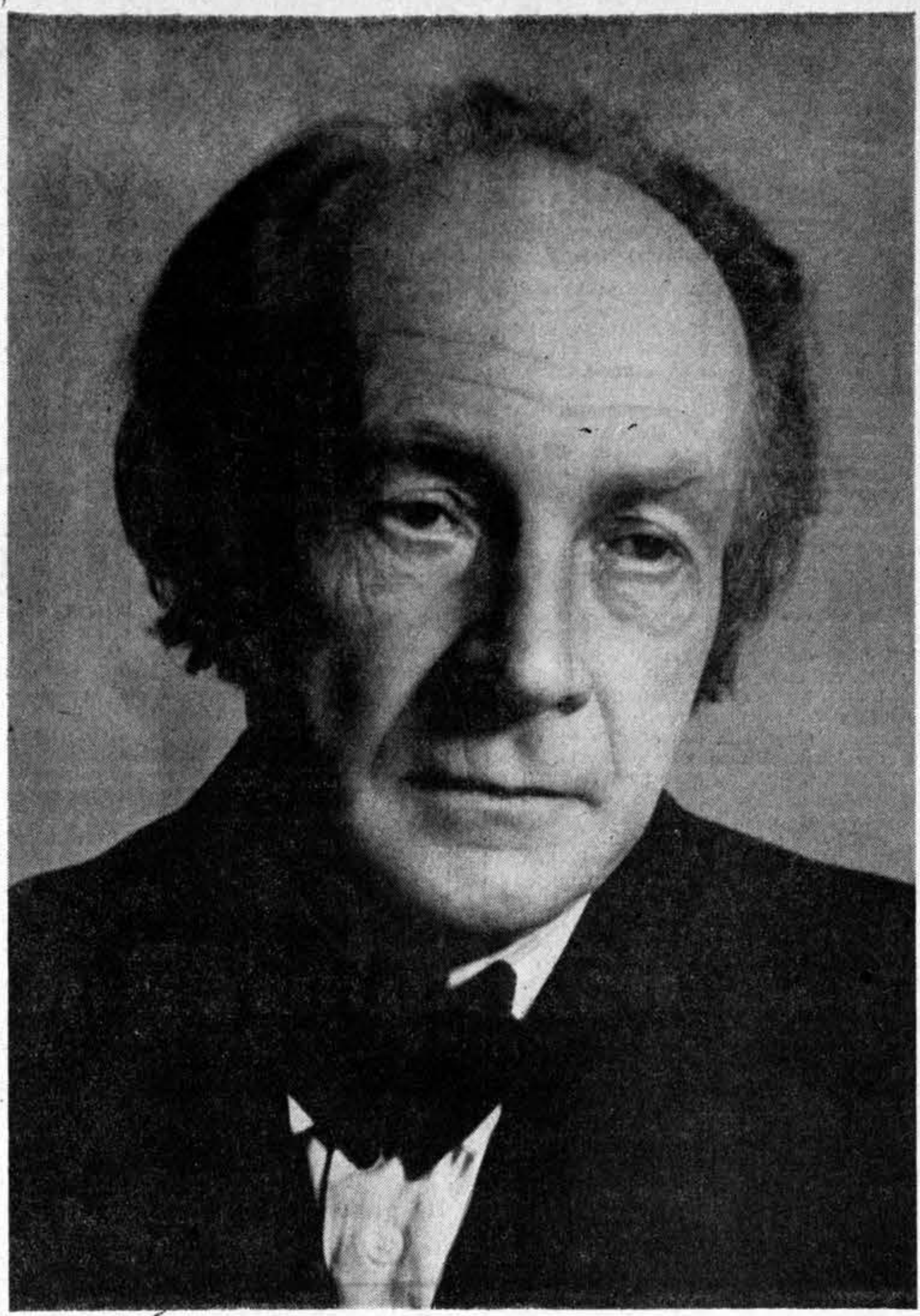
Und nun bleibt zu fragen, was es zu uns spricht. Den Klugen ist es ein Sport, den Politikern eine Unruhe, den Schwätzern ein „Problem". Uns aber ist es mehr, wenn nicht alles. Durch diese Erde, und durch nichts außer ihr, sind wir verwurzelt in Gott. Es gibt Kinder der Städte (und es ist gleich, ob ihre Wiege in einem Steinhaus stand), und es gibt Kinder der Erde. Es ist möglich, daß jene die Arme zu Gott heben, aber sie tun es aus dem Geiste, durch einen luftleeren Raum, und Kant ist ihr Typus. Aber es ist sicher und auf keine Weise vermeidlich, daß diese ihre Herzen zu Gott senken, und sie tun es mit ihrem Blut, durch ihre Erde hindurch, und ihr Typus ist irgendeiner ihrer Heidenfürsten, die zum Donner-Gott beteten oder den heiligen Adalbert erschlugen. Sie sind überall im Deutschen Reiche die einzigen, die noch von Gott zu sagen haben, die noch nicht ausgestoßen sind aus dem Kreis seiner Hände, die die Gemeinde der Brüder bilden, den Arm um Tier und Pflanze und Mensch geschlungen, die Gott nicht verraten haben, nicht um dreißig Silberlinge und nicht um eine Krone.

Es werden die meisten an dieser Stelle aufhören weiterzulesen und des Glaubens sein, es sei ein Narr, der zu ihnen spreche. Und sie werden recht daran tun; denn es ist ihrer Seele besser, zu erfahren, wie wir unsere Häfen, Eisenbahnen und Messen ausbauen müssen, um Holz und Flachs und Linsen aus dem Osten zu bekommen und sie in deutschen Geist umzusetzen. Oder wie wir Schulen und Universitäten fördern müssen, um das Bollwerk deutscher Kultur zu stützen, „von fremder Flut umbrandet" usw. Es ist gewiß nützlich, daß wir alles dieses haben, wenn auch die Häfen leer liegen und Schulen wie Universitäten die Mühlen ihres Wissens und ihrer Methode weiterdrehen gleich den tibetanischen Mönchen und ihren Gebetsmühlen. Aber die wenigen, die sich um die letzten Dinge Mühe machen, werden vorziehen, Häfen und Schulen und Kirchen ihren Dezernenten zu überlassen und mir ein wenig auf dem einsamen Weg zu folgen, von dem man vielleicht einen Schimmer der Vögel erblickt, die die Vögel der künftigen Seele sind.

Denn wir sind gebunden, uns mit dem „deutschen Geist" auf eine andere als die übliche Weise auseinanderzusetzen. Als wir noch auf den Bänken der Schulen, der Universitäten und der Kirchen saßen, ja, selbst noch als wir an den Ufern des Todes standen, in den Augenblicken des Krieges, wo die Maske fiel und unsere Hand das Letzte in die Waagschale warf, das der Mensch zu vergeben hat, da hatte man uns gelehrt, daß an deutschem Wesen einmal die Welt genesen solle. Wir sind dieses eifrig gepredigten Glaubens nicht mehr. Wir haben wohl in der Bibel gelesen, daß wir unseren Nächsten zu lieben hätten wie uns selbst, und daß wir werden müßten wie die Kinder seien, und ohne dem gäbe es kein Reich Gottes. Aber wir haben nirgends gelesen, daß das Reich Gottes an das deutsche Wesen gebunden sei. Wir haben auch etwas zuviel von diesem deutschen Wesen kennengelernt in unseren kurzen aber rastlos suchenden Jahren. Wir wissen sehr wohl, daß wir Meister Eckehart haben und Albrecht Dürer, Goethe und Kleist, Hölderlin und Nietzsche; daß wir ein Lied haben „Der Mond ist aufgegangen", die Matthäus-Passion und die Freischützouvertüre, die fünfte Symphonie und Schubert, den wir sterben ließen. Daß neben und hinter diesen eine unendliche Reihe von Kindern Gottes steht, bis in die Zeiten, wo Balder zu Tode getroffen ward. Wir wissen das wohl und wir wußten kaum, wie wir dieses Leben ertragen sollten, ohne nach ihrer Hand greifen zu können. Aber wir wissen auch, daß Shakespeare gelebt hat und Dickens, Balzac und Dostojewski, daß Peer Gynt sein Haupt in Solveigs Schoß barg und Hamsun den Segen der Erde geschenkt hat. Und außerdem haben wir uns ein wenig jenseits der deutschen Grenzpfähle umgesehen und zu Hause in Krieg und Frieden eine Reihe dunkler Gestalten kennengelernt, trübe und laute, leere und eitle, hölzerne und steinerne, die alle einen nicht unbedeutenden Sitz im Reiche des deutschen Geistes gehabt haben, wenige Liebenswerte, sehr wenig Verehrungswürdige, kaum einen Stellvertreter Gottes. Und wir haben gelernt, an den ewigen Wassern zu sitzen und unsere kurze Reise sehr ernst zu bedenken, die wir auf dieser Erde zu gehen haben, und oft und lange im Staube zu knien und zu beten: „O Gott, gib, daß ich ein Mensch werde, bevor ich sterbe!"

Und alles dies läßt uns in Bescheidenheit aber in Gewißheit wissen, daß der Bogen der Zukunft weiter zu spannen ist als für den deutschen Geist, weiter auch als etwa für den russischen oder den amerikanischen Geist, sondern für ein Ziel, das riesengroß und furchtbar ernst vor allen diesen Völkern aufstehen wird, wenn sie einmal die Erde erobert und bezwungen haben werden: für das Ziel, diese Erde wieder lebendig zu machen, die sie gemordet haben werden, Gott wieder zu finden, den sie begraben haben, zurückzukehren in das Haus, aus dem sie entwichen sind, einen Platz zu finden, wo sie sterben können, ohne ihrem Leben zu fluchen. Daß sie einen Hund werden erschaffen müssen, der ihre Schwären leckt, einen Vogel, der zu ihren Tränen singt, einen Wald, der über ihrer Liebe rauscht.

Wir wissen nicht, was dieser Fleck Erde dann sein wird, über den wir heute schreiten. Wir maßen uns auch nicht an zu glauben, daß unter den Propheten jener Ewigkeit dann unsere Nachkommen sein werden. Aber wir glauben, daß für den deutschen Geist, wie die Gegenwart ihn kennt, die Menschen unserer Erde sehr notwendig sind und einer Sendung sehr nahe stehen, die ihm not tut. Wir wissen auch, daß auf der Tribüne unseres Vaterlandes wie auf der unserer Heimat die Luft nicht gut weht für diese Sendlinge. Auch daß es niemals anders gewesen ist, wissen wir sehr wohl. Man erlaube uns aber, die Propheten zu betrachten, die aus unserer Erde aufgestanden sind, ihr Leben und ihr Sterben. Wir meinen nicht diejenigen, die aus der Ackerkrume gewachsen sind, die eine westliche Hand über uns ausgebreitet hat, sondern wir meinen die Kinder dieser Erde, in der ganzen schönen und tiefen Bedeutung dieses Wortes.



Ernst Wiechert

Herder steht am fernsten Ende ihrer Reihe. Er war vielleicht der erste nach Meister Eckehart, der Gott geschaut hat. Er trug seine Sendung über die ganze Erde, nicht nur in das Herz des jungen Goethe hinein, und starb als ein einsamer, verbitterter Mensch. Und dann steht Hamann auf, der in Zungen sprach und als ein Schächer das Haupt neigte, als der Vorhang zerriß. Und neben ihm der Dämon, E. T. A. Hoffmann, der die Abgründe der Seele sah, lange vor Dostojewski, nur durch ein anderes Medium. Und dann ist Schweigen. Die Erde schwieg. Aus ihrer Ackerkrume, der westlichen, menschlichen, hob sich Saat auf Saat. Kant stand auf, Professoren, Literaten, Historiker, Komödianten, Journalisten. Keine Frucht der Erde. Kein Dichter, kein Musikant, kein Seher. Wir haben Namen und Begabungen, Arno Holz, Sudermann, Lauckner und Bucke, aber sie sind aus der Ackerkrume gewachsen. Und selbst Sudermanns „Litauische Geschichten" sind aus dem Fenster einer Glaskutsche gesehen, in der ein reicher Mann ausfuhr, um seine arme Heimat wiederzusehen. Zwar die ostpreußischen Anthologien führen sechzig Dichter auf, aber Anthologien brauchen „Material" und sie sollen uns keine Sorgen machen.

Bis Lovis Corinth aufsteht, der sich verblutete, und nicht nur in Farben, weil die Erde sein Menschsein um tausend Jahre später gebar. Bis A. R. T. Tielo aufsteht, an den Ufern des Memelstromes. Von neuem hat die Erde ein Kind geboren, ein schwermütiges, frühvollendetes, das aus dem Stein der Städte an der Hand des Todes früh zurückkehrt zu ihr. Seine Sendung verklingt wie die Dainos seiner Heimat, von Namenlosen geschaffen, unsterblich wie das Land. Agnes Miegel steht auf, groß in Ballade und Lied, größer im Leid, stadtgeboren mit abgeschnittenen Wurzeln, die blutenden Finger am Tor der Erde, das sich leise öffnet, um eine Strophe hinzugeben, und sich wieder schließt.

Alfred Brust, der tief zu Beklagende im zerwühlten Haar, von Krämpfen geschüttelt, Bruder dem Tier, aber unseliger als dieses, in der Qual des Geschlechtes, leidend in das Tor gepreßt, das sich öffnet zum Blick in die Ewigkeit, aber nie weiter, nur zum Blick, nie zur Berührung. Krauses und Edles, Geniales und Verwirrtes, Dumpfheit und stilles Leuchten. Durch falsche Reklame gepeitscht, durch Mystik geblendet, bis aus allen Schmerzen das Wunder eines Gedichtes sich gebiert:

„Durch dunklen Tag das Meer mahlt Stein.
Gepeitschte Vogelheere sind auf großer Fahrt.
Kaum unter Wolken treibt und ruft ein Weih.
Ein schwarzer Schwan nur schlägt sich stolz
und hart einsam südwärts vorbei . . ."

O hilf uns, liebe Maria!

Wir hatten ein Haus, und das Haus verdarb,
wir hatten eine Heimat, und die Heimat starb.
Man trieb uns, wie man Vieh mit dem Stecken treibt,
man rieb uns, wie man Korn zwischen Steinen reibt,
O hilf uns, liebe Maria!

Der Vater ist gefangen im fremden Land,
die Mutter ist begraben im fremden Sand;
haben einen neuen Vater, der heißt Tod,
haben eine neue Mutter, die heißt die Not.
O hilf uns doch, liebe Maria!

Nun sind wir in der Fremde und sehen uns um,
starrt jedes uns an wie taub und stumm;
wir stehen vor den Türen und klopfen an,
ach, wird uns denn nirgends aufgetan?
Erbarme dich doch, o Maria!
Wir wollen nicht Brot und wir wollen nicht Wein,
nur laßt uns doch nicht so sterbensallein!
Wir wollen, daß eine Hand uns're Wangen streicht,
wir wollen, daß ein Gesicht sich zu dem uns'ren neigt.
Verstoße uns doch nicht, liebe Maria!
Gott webt uns ein Röckchen aus Tränen und Gram,
mit Fäden aus Hunger, mit Fäden aus Scham;
das Schifflein webt Leid und Leid . . .
o webt uns ein bißchen an Freude ins Kleid!
O webe für uns, liebste Maria!

Ernst Wiechert

Ernst Wiechert als junger Lehrer

Von Dr. E. Giesbrecht

Der Tod Ernst Wiechers hat gewiß in allen, die sein Werk lieben, tiefe Trauer hinterlassen. Noch mehr jedoch trauern diejenigen, die den Dichter persönlich näher kennenlernen durften; denn sie wissen, wieviel Deutschland, und neben ihm das Abendland, mit dem Menschen Wiechert verloren hat. Die ganze Schwere des Verlustes werden wohl erst die voll spüren, die einmal in der Verlorenheit, aber auch in der Liebes- und Verehrungswürdigkeit der Jugend als seine Schüler vor ihm in der Schulbank gesessen haben, denn ihre Dankbarkeit wird erst mit ihrem Tode enden.

Es wird gewiß viele ostpreußische und andere Freunde Wiecherts interessieren zu hören, wie der am Anfang seines erzieherischen und dichterischen Schaffens stehende junge Wiechert auf die damalige Generation wirkte, wie er erstmalig Zugang zum Herzen der Jugend fand und wie er zu dem wurde, was er als Lehrer späteren Schülergeschlechtern und als Dichter vielen Menschen bedeutete.

Um es gleich vorwegzunehmen: als ein geborener Erzieher, der überdies mit dem Feingefühl des Dichters begabt war, hat Ernst Wiechert seinen Weg gleich von Anfang an mit intuitiver Sicherheit erkannt und beschritten. Er hat es von vornherein gewußt, daß die Jugend nicht Steine, sondern Brot braucht, und ein guter Lehrer nicht nur Vermittler von Lehrstoffen, Kenntnissen und Fertigkeiten sein darf, sondern daß junge Menschen in ihrer Einsamkeit von ihm lernen wollen, wie sie mit den inneren und äußeren Nöten ihres beginnenden Lebens fertig werden sollen. Sein Wirken hat deshalb eine Eindringlichkeit und Tiefe erreicht, daß auch der abgebrühteste Großstadtjüngling sich ihm nicht hat entziehen können. Nur wenige und große, begnadigte Erzieher mögen eine ähnliche Tiefenwirkung erreicht haben, und unter den neueren wüßte ich keinen zu nennen, den ich ihm gleichberechtigt zur Seite stellen könnte. Es ist die große Tragik im Leben Wiecherts, daß er 1933 durch den National-

(Fortsetzung auf Seite 10)

Das Memelland von 1919 bis 1939

Von Hans Mittelstaedt

(1. Fortsetzung)

Das während der französischen Verwaltung in deutscher und litauischer Sprache erschienene „Amtsblatt des Memelgebiets" erschien jetzt in litauischer und deutscher Sprache. Zoll, Post und Eisenbahn nahm Litauen sogleich aus der Gebiets- in seine unmittelbare Verwaltung. An Stelle der bisherigen memelländischen Briefmarken — französische Marken mit Sonderaufdruck — erschienen litauische Marken mit Sonderaufdruck. — Litauen betrachtete sich bereits als endgültigen Erwerber des Memellandes.

Die Arbeiterschaft und die ärmere Bevölkerung des Memellandes erhielten — die alte deutsche Mark war gesetzliches Zahlungsmittel und die Reichsbankstelle in Memel geblieben — von Litauen je 5,— Litas litauischer Währung (= ½ USA-Dollar) geschenkt. Politisch blieb das Geschenk eindrucksios. Durch eine Verordnung wurde mit dem 30. 6. 1923 (als 150 000 Mark = 1 USA-Dollar galten) die litauische Währung an Stelle der Mark im Memelland eingeführt. Das gehörte auch nicht zu der Weiterführung der Verwaltung, war wirtschaftlich gesehen aber kein Nachteil für die Bevölkerung.

Der vorher eingetretenen Beruhigung und Rechtssicherheit war nach der litauischen Okkupation eine neue Zeit voll Unsicherheit und Spannungen gefolgt. Lange Verhandlungen um das weitere Schicksal des Memellandes unter wesentlicher Beteiligung von Oberbürgermeister Dr. Grabow in Paris folgten. Litauen verkündete schnell eine Autonomie des Memellandes, die jedoch wenig Wert hatte, da sie als bloßes litauisches Gesetz von Litauen auch jederzeit wieder aufgehoben oder eingeschränkt werden konnte.

Am 1. Mai 1924 endlich wurde zwischen den alliierten und assoziierten Hauptmächten (ohne die USA, die auch den Versailler Vertrag nicht unterzeichnet hatten) einerseits und der Republik Litauen andererseits als internationaler Staatsvertrag die „Konvention über das Memelgebiet" geschlossen. Sie gliederte das Memelgebiet als autonome Einheit Litauen nur an, nicht ein. Das Memelstatut als Bestandteil der Konvention und parlamentarisch-demokratische Verfassung des Memellandes mit Vorrang vor den litauischen Gesetzen gab dem Memelland insbesondere:

Gleichberechtigung der deutschen und litauischen Sprache als Amtssprachen, eigene Gesetzgebung und Verwaltung auf den Gebieten des Schulwesens, des bürgerlichen und Strafrechts sowie der Gerichtsverfassung, direkten Steuern, der Kommunalverwaltung und Polizei, anerkannte ausdrücklich die „wohlerworbenen Rechte" der Beamten, schuf für die eingesessene Bevölkerung, die ursprünglichen Einwohner des Memelgebiets", die Eigenschaft als „Bürger des Memelgebiets" und gewährte ihnen allein das Wahlrecht zum Gebietslandtag, die Regelung des Bürgerrechts für später Zugezogene der autonomen Gesetzgebung übertragend, und gewährte ein Optionsrecht.

Gesetzgebende Versammlung war der Landtag des Memelgebiets (mit 29 Abgeordneten). Die von ihm beschlossenen Gesetze wurden vom Präsidenten des Landesdirektoriums gegengezeichnet und von dem litauischen Gouverneur im Amtsblatt des Memelgebiets verkündet. Oberste Gebietsbehörde war das Landesdirektorium, Vertreter der litauischen Regierung ein von ihr ernannter Gouverneur in Memel. Der Gouverneur hatte ein genau umgrenztes Vetorecht gegen vom Landtag beschlossene Gesetze. Er ernannte den Präsidenten des Landesdirektoriums, dieser bildete dann das Direktorium, das zur verfassungsmäßigen Amtsführung des Vertrauens des Landtages bedurfte. Im Einvernehmen mit dem Präsidenten des Landesdirektoriums konnte der Gouverneur den Landtag auflösen. Die Neuwahlen mußten in bestimmter Frist stattfinden.

Als gutachtliches Organ der autonomen Gesetzgebung bestimmte das Autonomie-Statut einen Wirtschaftsrat unter dem Vorsitz des Memeler Oberbürgermeister.

Ein besonderer Teil der Konvention, „Statut des Hafens von Memel", bestimmte für diesen wegen seiner internationalen Bedeutung eine besondere Verwaltung, „Direktion", bestehend aus je einem von der litauischen Regierung, dem Landesdirektorium und dem Völkerbund ernannten Mitglied, die aus ihrer Mitte den Präsidenten wählten.

Im litauischen Landtag (Seim) erhielt das Memelland eine Vertretung durch 5 Abgeordnete.

Diese bisher einzigartige Regelung hätte einen Fehler des Vertrages von Versailles z. T. etwas verbessert und zwischen den beiden sehr verschiedenen Partnern Litauen und Memelland ein leidliches Verhältnis ermöglicht, wenn Litauen, das sich nun Großlitauen (mit kaum 2½ Millionen Einwohnern verschiedener Nationalität) nannte, die Autonomie aufrichtig erfüllt und der Völkerbund dafür sein ganzes Gewicht eingesetzt hätte. Leider geschah das nicht.

III. Das autonome Memelland

Litauen zögerte die erste Wahl zum Gebietslandtag bis zum Herbst 1925 hinaus, nachdem bei der Memeler Stadtverordnetenwahl im Frühjahr 1924 die litauische Gruppe nicht einmal Fraktionsstärke erreicht hatte und keinen Vertreter im Magistratskollegium (unbesoldeten Stadtrat) erhielt. In der Landtagswahl wurden rd. 62 500 deutsche gegen rd. 5500 litauische Stimmen abgegeben — eine klare Volksabstimmung für Deutschland, trotz des litauischen Wahlterrors, der mit einem Sprengstoffanschlag auf das Gebäude des „Memeler Dampfboot" begann.

Von den politischen Parteien Deutschlands war nur die SPD im Memelland organisiert geblieben unter ihrem Vorsitzenden Matzies, nunmehrigen Leiter der Landesversicherungsanstalt des Memelgebiets. Neu gebildet hatte sich die Memelländische Volkspartei unter dem Vorsitz von Fabrikdirektor Josef Kraus und die Memelländische Landwirtschaftspartei unter Führung der Abgeordneten Gubba und Conrad. Weltanschauliche, rassische und religiöse Gegensätze trennten die Memelländer nicht. Sie hatten andere Sorgen. Die beiden Parteien waren etwa gleich stark, hatten und behielten die absolute Landtagsmehrheit unter dem immer mehr stärker werdenden litauischen Druck. Der Nachfolger des ersten litauischen Gouverneurs Budrys, Gouverneur Merkys, griff sogar amtlich in die Landtagswahl ein, indem er den Landtagskandidaten der Volkspartei, Schulrat Meyer, von litauischer Polizei wegen „Landesverrats" verhaften und in ein Gefängnis außerhalb des Memellandes bringen ließ, weil er einem ausländischen Journalisten einige Daten über das Memelland gegeben hatte, die allgemein bekannt und in jeder Buchhandlung erhältlich waren. Litauischer Wahlterror durch Steinbombardements auf Wählerversammlungen, Autofallen u. dgl. waren später schon nichts Außergewöhnliches mehr. Spätere Versuche zur Gründung litauisch gerichteter memelländischer Parteien kamen über die erste Wählerversammlung nicht hinaus.

Aus der Beamten- und Lehrerschaft gehörten der Landtagsfraktion der Vp. Landgerichtsrat Rogge — langjähriger Vorsitzender der Beamten-Spitzenorganisation —, Schulrat Meyer und Polizeikommissar Riechert an.

Die Beamten- und Lehrerschaft des Memellandes sah sich nach der Abtrennung vor ganz anderen und größeren Aufgaben als in Deutschland, nämlich: ein starker Träger der deutschen Kultur und der Autonomie zu sein, sich auf der alten beruflichen Höhe zu halten und den gleichen Nachwuchs heranzubilden, entsprechend der Präambel der dem Memelland „zur Sicherung der überlieferten Kultur und Rechte" gegebenen Autonomie.

Neben der nach der Abtrennung zunächst nur bestehenden „Interessenvertretung der ehem. preußischen und deutschen Beamten" organisierte sich die neue Beamtenschaft im „Verband der memelländischen Beamten" mit dem Bindeglied durch den alten Verband der „Beamten und Angestellten der Stadt Memel" unter dessen Vorsitzenden Mittelstaedt, der lange Zeit auch dem Vorstand der Spitzenorganisation angehörte, deren Presseorgan und Wahlpropaganden leitete und Fraktionsführer in der Memeler Stadtverordnetenversammlung war. In der Stadtverordnetenversammlung und im Magistratskollegium waren auf dem Wahlvorschlag der Spitzenorganisation die Beamten, Lehrer und Behördenangestellten von 1924 bis 1933 durch eine Fraktion in wesentlich mitentscheidender Stellung vertreten.

In die Verfassung der evangelischen Kirche im Memelland hatte Litauen — dessen Bevölkerung überwiegend römisch-katholisch war — auch eingegriffen, um sie von der evangelischen Kirche der altpreußischen Union zu trennen. Der Versuch scheiterte nach heftigen Kämpfen an der festen Haltung der kirchlichen Organe und Gemeindeglieder, wobei die Einsetzung eines „Staatspfarrers" (Bruders des Präsidenten Gailius) in einer ländlichen Kirchengemeinde eine sehr drastische Abweisung erfuhr.

Die evangelische Kirche im Memelland blieb als Kirchenprovinz in der evangelischen Kirche der altpreußischen Union. Erster Generalsuperintendent wurde Superintendent Gregor des Kirchenkreises Memel-Stadt und -Land.

Nach den bereits gemachten Erfahrungen und dem eindeutigen Ergebnis der Landtagswahl war es ein großes Entgegenkommen der Mehrheitsparteien und der Ausdruck ihres besten Willens zu gedeihlicher Zusammenarbeit mit Litauen, dem durch den litauischen Überfall des Memellandes kompromittierten Landesdirektor während der französischen Verwaltung, Simonaitis, das Präsidium und die Bildung des ersten autonomen Landesdirektoriums zu übertragen. Litauen hat das leider nicht eingesehen und sein Ziel weiterverfolgt, das Memelland zu einer bloßen Provinz zu machen und der Autonomie höchstens ein Scheindasein zu gönnen.

Von den zum litauischen Landtag (Seim) gewählten fünf memelländischen Abgeordneten gehörten Oberbürgermeister Dr. Grabow und Lehrer Jaksteit der Volkspartei, die anderen drei der Landwirtschaftspartei an.

Mit den memelländischen Gesetzen nicht vereinbar war die litauische Miliz (Sauliu sajunga = Schützenverband) im Memelland, deren Angehörige die Waffen in ihrer Wohnung hatten. Landespolizei-Wachtmeister Heinemann wurde von einem Milizangehörigen erschossen, dem er die Waffen abnehmen sollte. Die Erregung der Bevölkerung darüber war ungeheuer. Die Beamten-Spitzenorganisation erhob energische Vorstellungen beim Gouverneur und die Teilnahme der Bevölkerung an der Beerdigung wurde zu einem gewaltigen Protest. Der von der Memeler Staatsanwaltschaft in Untersuchungshaft genommene Täter wurde von einer litauischen Militärabteilung unter einem Offizier befreit.

Als der Landtag dem Präsidenten Simonaitis das Mißtrauen wegen seiner Haltung in Schulfragen aussprach, löste der Gouverneur ihn auf. Damit begann und wiederholte sich fortgesetzt das Spiel, daß die Neuwahl nicht in verfassungsmäßiger Frist stattfand, der Gouverneur einen nur ihm genehmen Präsidenten ernannte und dieser sich ein Landesdirektorium nur seiner Wahl bildete, das verfassungswidrig mehr oder weniger lange Zeit ohne Landtag regierte, „Beamtenschübe" ohne Beachtung der landesrechtlichen Anstellungsbestimmungen machte, die im Memelland geblieben deutschen Richter allmählich entfernte — darunter Landgerichtsrat Rogge — und selbstherrlich schaltete. Die Präsidenten solcher Landesdirektorien — Falk, Borchertas, Schwellnus, Reisgys, Kadgiehn u. a. — haben die Autonomie schwer verletzt. Bereitwillige Personen dafür (neuzeitlich sagt man wohl Kollaborateure) fanden sich leider, und ihr Landesdirektorium war nur eine Nebenstelle der litauischen Regierung.

Wenn der Völkerbund und die Signatarmächte der Memel-Konvention die östliche Mentalität besser gekannt hätten, dann würden sie wohl Sicherheiten gegen ein solches Spiel mit der Verfassung in das Autonomie-Statut eingebaut haben.

Ein sehr langer Streitfall, besonders mit dem Magistrat in Memel, und Vorwand für die sehr langen Verzögerungen der Landtagswahlen, war die litauische Forderung des Landtagswahlrechts für alle in das Memelland — besonders zahlreich vor Wahlen und zum Teil nur vorübergehend dazu — gekommenen Litauer, deren Eintragung in die Wählerlisten die Gemeindebehörden, auch auf ausdrückliche Anweisung, ablehnten.

Der Gouverneur sabotierte die Arbeiten des Landtags durch Veto gegen die meisten Gesetze, sehr ähnlich dem Sowjetvertreter in der UNO.

Auf die vielen Beschwerden des Landtages beim Völkerbund, deren Hauptvertreter in Genf die Abg. Rogge und Meyer waren, erfolgten nie klare Entscheidungen, sondern Kompromißlösungen, die Litauen eher ermutigten als zu verfassungsmäßigem Verhalten nötigten.

Verfassungsmäßige Verhältnisse bestanden im Memelland selten und nur zweimal ein verfassungsmäßiges Landesdirektorium mit dem Präsidenten Otto Böttcher (und dem sehr energischen Landesdirektor Pfarrer Podszus) und Dr. Schreiber. Beide wurden von dem Gouverneur gewaltsam gestürzt.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Memellandes verschlechterten sich durch die Angliederung an Litauen mehr und mehr. Die Holzindustrie und der Holzhandel mit dem Ausland verlor die alten Bezugsquellen durch den wegen Wilna bestehenden „Kriegszustand" Litauens mit Polen und die Sperrung des Memelstromes. Die memelländische Landwirtschaft litt schwer und verschuldete durch die Konkurrenz des Agrarlandes Litauen, und die litauische Autonomiepolitik verschloß zeitweise den deutschen Absatzmarkt. Einige neue Industrien konnten nur durch hohe Schutzzölle bestehen. Die litauischen hohen Einfuhrzölle und Akzisen verteuerten die Lebenshaltung, obgleich das Memelland nicht die direkten Steuern erhob wie Deutschland, z. B. die Umsatzsteuer aufhob, die Hauszinssteuer nicht einführte.

(Fortsetzung folgt)

Das Lied vom Memelland

1. Schwarze Fahne weht im Osten,
durch die Felder geht der Tod!
Und die Pflüge stehn und rosten,
düster sinkt das Abendrot.
Memelland, Heimatland! Dein Volk geht
durch die Not.
Memelland, wir sind dein getreu bis in
den Tod.

2. Männer stehn am Memelufer
und in Ketten starrt die Hand.
Harte Schreie fremder Rufer
gell'n vom Strom zum Ostseestrand.
Memelland, Heimatland! Dein Volk geht
durch die Not.
Memelland, wir sind dein getreu bis in
den Tod.

3. Nun wir miteinander gehen
Hand in Hand in bittrem Leid,
soll in unsern Herzen stehen
glühend dieser heilge Eid:
Memelland, Heimatland! Dein Volk geht
durch die Not.
Memelland, wir sind dein getreu bis in
den Tod.

Dichtung: Erich Hannighofer, Vertonung: Herbert Brust. Erschienen für gem. Chor im ROMOWE-VERLAG, Bremerhaven-G., Hohenstaufenstraße.

Wie Ströpken zu seinem Namen kam

Nicht weit von Darkehmen, gleich hinter dem Bahnhof Darkehmen-Ost, lag ein kleines Dörfchen, das hieß „Ströpken". Es hatte früher einen anderen Namen gehabt. Da hat es „Mazzatsch" geheißen. Aber dann ist es durch königliche Kabinett-Order unter Friedrich Wilhelm I. umbenannt worden. Und das kam so.

Der König hatte 1713 ein schweres Erbe angetreten, — gerade das preußische Kronland war besonders hart heimgesucht und durch die Pest weithin entvölkert. Es bestand die Gefahr, daß aus den angrenzenden, nicht deutschen Gebieten zu viel Fremde eindrangen, und daß die alte Kultur verdorben wurde. So mußten aus den deutschen Landen Siedler geworben werden, die hier Grund und Boden erhalten sollten.

Im Pfarrarchiv in Wilhelmsberg lag eine wunderschöne Darstellung des dortigen Pfarrers, der den neuen Siedlern zuliebe aus ihrer Heimat geholt war und hier nun nicht nur aufs Genaueste seinen Weg schilderte, wo er übernachtet hatte und wie oft die Pferde gewechselt wären, wo und was er verzehrt und genossen, sondern auch auf Heller und Pfennig genau alle Unkosten aufschrieb, wieviel der Fisch und wie wenig das Bier kostete, wie teuer die Übernachtung und wie billig die Pferde waren und dergleichen mehr. Dieser Pfarrer aber war aus dem Magdeburgischen über das Halberstädtsche nach Preußen gekommen, und denselben Weg dürften auch die Bauern gezogen sein, die nun in Mazzatsch wohnten.

Der König liebte es nicht, halbe Arbeit zu tun. Er schaute selbst nach dem Rechten und sah auch in Preußen nach, ob es alles so ginge, wie er es wollte.

Auf einer solchen Reise kam er nun auch nach Mazzatsch. Der Dorfschulze Kräkel mit seinen alten Freunden Görlitz und Mehl, Gericke, und wie sie hießen, begrüßte den Monarchen. Er aber ließ sich mit ihnen in ein gründliches Gespräch ein und fand an ihrer kernigen Art Gefallen. Als er hörte, daß sie auch zum Magdeburger Treck zählten, wollte er mehr über das Woher wissen.

„Wie hieß denn Euer Heimatdorf?" Da leuchteten die Augen der Bauern und wie aus einem Munde kam die Antwort: „Ströbeck, Majestät!"

„Ei der Tausend, dann seid Ihr ja wohl große Schachspieler?" Beglückt sahen sich die Männer an: daß der König das wußte, daß man in Ströbeck von Kindesbeinen an das königliche Spiel übe!

„Gewiß, Majestät!", kam es wieder wie aus einem Munde. „Dann habt Ihr wohl auch ein Schachspiel hier?", und nochmals „gewiß, Majestät!"

„So kommt, so wollen wir eine Partie wagen!", — und schon saßen der König und der Schulze beim Schach unter der Linde, — und der König verlor. Aber er war es zufrieden, obwohl er sich nicht gern besiegt gab.

„Nun, ich sehe es, Ihr habt nichts verlernt. Nun könnt Ihr Euch auch etwas wünschen!"

Und wieder brauchten die Männer nicht lange zu überlegen. Kräkel als der Schulze und Sieger über den König ergriff das Wort, es ginge ihnen hier ja ganz gut und sie wären dem König für seine Huld sehr dankbar, aber eins gefiele ihnen nicht. Indessen spitzte der König nun umsonst die Ohren, es wurde über keinen seiner Beamten geklagt, es ging um etwas anderes.

„Der Name, Majestät, der Name dieses Dorfes hier ist so sehr fremd; kann es nicht nach unserer Heimat Ströbeck heißen?" — und so kam es, daß Friedrich Wilhelm I. eine Kabinetts-Order herausgab, derzufolge das Kräkelsche Dorf umbenannt wurde. Und so gab es nun dicht bei Darkehmen das Dörflein Ströpken.

Als ich vor bald 20 Jahren dort mit einem Kräkel zusammentraf, der mir diese Geschichte wieder erzählte, meinte er, sein Ahnherr wäre eigentlich bescheiden gewesen, er hätte sich den Hof Beinuhnen oder mindestens Angerapp wünschen sollen. Aber ich meine, die Höfe wären spätestens 1945 verloren gegangen, aber die Erinnerung daran, wie sehr unsere Väter ihre Heimat liebten, bleibt — uns zum Vorbild.

Pastor Helmut Walsdorff

Tagung der zerstreuten Heimatkirchen

DEINE HEIMATKIRCHE,
die dich getauft und konfirmiert hat,
die deine Ehe gesegnet,
und deine Vorfahren zu Grabe geleitet hat,
die dich auch ins Elend begleitet hat,
RUFT DICH!

WIR RUFEN . . .
die Enttäuschten und Verzagenden,
die, die keinen Weg mehr wissen,
die, die in ihrem Elend Gott suchen
und nicht finden können,
die, die Not sehen und fragen:
Was tun wir Christen?

WIR RUFEN . . .
zum Bekenntnis vor der Welt,
zum gehorsamen Aufbruch derer,
die ihren Weg in die Heimatlosigkeit
als Christen gehen wollen,
zum Wort Gottes, das dem Suchenden
Antwort auf seine brenenden Fragen gibt,
zum neuen Appell an die Christen in
Deutschland und der Welt.

WIR RUFEN EUCH NACH LÜBECK
von wo jahrhundertelang Kaufleute
und Kolonisten, Prediger und Baumeister
nach Osten zogen,
zur 700-Jahr-Feier der bedeutendsten
Backstein-Kirche des Westens, die so
vielen unserer Kirchen Vorbild war.

*

Die Tagung der zerstreuten Heimatkirchen findet in Lübeck vom 31. August bis 3. September statt. Auch die Evangelische Kirche Ostpreußens wird an diesem Tag mit einem besonderen Programm stärker in Erscheinung treten.

Mit über zwei Millionen Kirchengliedern und etwa 600 Pfarrern war die Evangelische Kirche Ostpreußens zahlreicher als manche Landeskirche. Etwa 235 bis 250 ostpreußische Pfarrer, Hilfsprediger und Kandidaten sind Opfer des Krieges geworden. Von den jetzt vorhandenen 440 ostpreußischen Pfarrern sind z. Zt. 311 fest angestellt, 113 kommissarisch beschäftigt und der Rest ist noch ohne Beauftragung. Ihr segensreiches Wirken hat die Evangelische Kirche Ostpreußens auch fern der Heimat fortgesetzt. Als ein geistiger Mittelpunkt für die ostpreußische Kirche ist das „Haus der Helfenden Hände" in Beienrode im Kreis Helmstedt durch die Tatkraft von Prof. D. Iwand-Göttingen entstanden. Das „Haus der Helfenden Hände" ist der beste Beweis dafür, daß die Ostpreußische Evangelische Kirche nicht tot ist, sondern weiter lebt und sich ihrer Aufgaben bewußt ist.

Nachstehend veröffentlichen wir das genaue Programm des Tages der zerstreuten Heimatkirchen:

Tagungsfolge:

Freitag, 31. August, 20 Uhr: „ATLANTIK": Versammlung der Kirchenältesten, Kirchenvorsteher und Synodalen sowie Leiter und Mitarbeiter in den kirchlichen Werken.

Sonnabend 1. September: Heimatkirchentage der Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Posener, der Balten, der Deutschen aus Litauen, Polen, Schlesien, Bessarabien usw.

Ostpreußisches Sonderprogramm:

I. 10—12 Uhr: Fragen des Gemeindelebens.

II. 16—18 Uhr:

1. Begrüßung:
- **a) in der Aula der Oberschule am Dom (Pfarrer Woytewitz),**
- **b) in der Stadthalle (Sup. Walsdorff);**

2. Bibelarbeit:
- **a) Pfarrer Riedesel,**
- **b) Pfarrer Szogs;**

3. Vortrag: „Und wir sind doch eins!"
- **a) Pfarrer Großkreutz,**
- **b) Pfarrer Dr. Surkau;**

4. (Thema noch offen):
- **a) Frau Pfarrer Raffel**
- **b) Frau Vikarin Ultsch.**

III. 20—22 Uhr: In der Aula der Oberschule am Dom:

1. „Aus Ostpreußens Geschichte" Pfarrer Schlösser,
2. „Gemeinde einst und jetzt" Pfarrer Engel,
3. Abendsegen: Pfarrer Degenhardt.

Anmerkung: Ferner sind folgende allgemeine Abendveranstaltungen vorgesehen:
1. Kirchenkonzerte, 2. „Oberuferer Paradeisspiel", 3. Theater: „Gericht bei Nacht", 4. Kino: „Nachtwache".

Sonntag 2. September, 9.30 Uhr: Beichte in in der Traukapelle des Doms; 10 Uhr: Ostpreußen-Gottesdienst im Dom. Predigt: Sup. Klatt. Anschließend Feier des hl. Abendmahsl

14.30 Uhr: Feierstunde am Marktplatz:

1. Posaunenchor,
2. Eröffnung und Gebet,
3. Gruß des Landesbischofs von Lübeck,
4. Gemeinsames Lied: „Ist Gott für mich, so trete . . .",
5. „Kann Gott das zulassen?", Pfarrer Dr. Gelhoff,
6. „Vergeltung oder Vergebung?", v. Bismarck,
7. Chorgesang der Vertriebenen-Chöre Lübecks,
8. „Kommen wir wieder heim?", Dr. Tuckermann,
9. „Wozu bin ich noch da?', Pfarrer Linck,
10. Chorgesang,
11. Schlußwort: Landesbischof D. Dr. Lilje,
12. Gemeinsames Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott".

Montag, 3. September, 8 Uhr: Ostpfarrer-Tagung

*

Anmeldungen sind zu richten an das Tagungsbüro des Tages der zerstreuten Heimatkirche, (24a) Lübeck, Moislinger Allee 96, Sonderzüge und ermäßigte Bahnfahrten sind vorgesehen. Sonderautobusfahrten müssen örtlich organisiert werden. Für billiges Quartier und Verpflegung wird gesorgt. Für ältere Personen werden in beschränktem Maße Freiquartiere zur Verfügung gestellt. Der Tagungsbeitrag beträgt 1,— DM. Dafür wird das Festabzeichen ausgegeben, das zur Teilnahme an allen Veranstaltungen berechtigt. Außerdem erhält jeder Teilnehmer die 100 Seiten umfassende Festschrift. — Lübeck bietet aus diesem Anlaß am Sonnabend und Montag verbilligte Dampferfahrten zur Ostsee mit Badegelegenheiten, Stadtführungen, Kirchenkonzerte, Festvorstellungen der Theater und Kinos.

Acht Ostpreußen in der Schweiz

Es war in Beienrode, diesem schönen alten Landsitz, der nun wirklich der ostpreußischen Kirche gehört, dank der vielen Liebesgaben mancher Deutscher und des Auslandes. Da steht unweit des stattlichen Gutshauses in dem alten Park ein schmuckes Freizeitheim, ein Geschenk der Schweiz, deren besonderes Anliegen die ostpreußischen Flüchtlinge sind. Wir waren zu einer Bibelfreizeit eingeladen, die uns zwei Pfarrer aus Basel-Land hielten, lauter Ostpreußen. Wir saßen in der schattigen Kastanienallee, als Pfarrer Schwarz sagte: „Wenn wir Pfarrer keinen Ausweg mehr wissen, Mutter Kurz weiß immer einen. Und morgen kommt sie auf drei Tage her."

Und dann war sie da, diese wundervolle, mütterliche Frau, mit den strahlenden braunen Augen und dem gütigen Lächeln, Mutter Kurz, die Schweizer Flüchtlingsmutter, wie sie überall genannt wird.

Und dann hörten wir zum ersten Mal von dem Christlichen Friedensdienst, der ganz in der Stille arbeitet, fern jeder Propaganda, von innen nach außen.

Die Betreuung der Flüchtlinge, den gedrückten, entrechteten Menschen zu helfen, ist in besonderer Weise ein Anliegen des Christlichen Friedensdienstes in der Schweiz.

Und so war es für uns acht Ostpreußen das schönste Weihnachtsgeschenk, als wir Mitte Dezember diese völlig überraschende, beinah unglaubwürdige Einladung erhielten, den Januar im Berliner Oberland als Gäste des Schweizer Christlichen Friedensdienstes zu verleben.

In Bern stand unsere „Mutter Kurz" den Arm voller Tannensträuße und Christrosen zu unserem Empfang da. Ein festlich gedeckter Tisch erwartete uns in ihrem gemütlichen Heim. Wir standen vor der Krippe, die ein Schützling in kindlicher Frömmigkeit gearbeitet hatte. Wir sahen die Zeichen der Liebe, die vertriebene und entrechtete Flüchtlinge vieler Länder gemacht hatten und Weihnachten in Bern mit dem Christlichen Friedensdienst feierten: Evangelische und katholische Christen, Juden und Mohammedaner. Und wir spürten etwas von dem wahren Sinn dieses Geistes.

Eine liebe, alte Dame hatte ihr Sommerhaus für ein Vierteljahr dem Friedensdienst zur Verfügung gestellt. 900 m hoch lag unser „Haus auf dem Berge", und in 20 Minuten lag die herrliche Alpenkette: Eiger, Mönch und Jungfrau vor uns.

Es war ein ganz merkwürdiges Gefühl von Sorglosigkeit, mit dem wir uns in die weichen Betten legten. Kein Wecker ließ uns aufschrecken, keine Arbeit wartete auf uns — nur ein so reich gedeckter Frühstückstisch, wie wir ihn nicht gewohnt waren —. Es war, als sollte die Freude nicht aufhören. Fast täglich kamen geheimnisvolle Päckchen. Wir kannten sie nicht, die lieben Geber, die sich in uns hineingedacht hatten, die wir aus der Enge und Beschränktheit mancher Dinge kamen. Sie schickten uns ihre Weihnachtsleckereien, verzichteten auf manches uns so nötige Kleidungsstück, erfreuten uns mit guten Büchern. Oft stand — ungenannt — ein Korb mit Kartoffeln, Äpfeln, Gemüse oder ein gutes Brot vor der Tür. — In der Mittagszeit, wohlverpackt in Liegestühlen, ließen wir uns von der Sonne verbrennen.

Einen großen Teil unseres Aufenthaltes nahm natürlich das Wandern ein. Ein Höhepunkt war die Fahrt nach Beatenberg und dem Niederhorn — 2000 m hoch. Der Sessellift schien uns bis in den Himmel zu tragen. Zum Abschied grüßten uns die im Abendrot glühenden Gipfel. Eine junge Schweizerin sorgte hingebungsvoll für unser leibliches Wohl. Gestärkt an Leib und Seele sind wir voll Dankbarkeit an unsere Arbeitsstätten heimgekehrt, mit dem innigen Wunsch, daß der Christliche Friedensdienst immer mehr helfende Hände und Herzen finde. G. P.

Treffen Junges Ermland

In den kommenden Monaten führt das „Junge Ermland" mehrere Treffen im Bundesgebiet durch. Das Junge Ermland in Schleswig-Holstein trifft sich vom 1. bis 3. September in Bordesholm. Anmeldungen sind bis zum 20. August an Pfarrer Gregor Braun, Bordesholm/Holst., Katholisches Pfarramt, zu richten.

In der Jugendherberge Ratingen bei Düsseldorf kommt das „Junge Ermland" am 15. und 16. September zusammen. Anmeldungen sind bis zum 31. August zu richten an: Alfred Hinz, Oberdollendorf/Rhein, Kirchbitzgasse 37 oder an Oskar Roski, Düsseldorf-Eller, Straußenkreuz Nr. 33a.

Weitere Treffen finden statt: Vom 2. bis 5. November auf der Gamburg bei Tauberbischofsheim (an der Strecke Lauda-Wertheim). Anmeldungen beim Caritassekretariat in Tauberbischofsheim, Kirchplatz 11.

Und schließlich kommen die jungen Ermländer südlich der Donau in der Zeit vom 9. bis 12. November im Schloß Fürstenried bei München zusammen. Anmeldungen bis zum 1. November an: Jochen Schmauch, Kaufbeuren/Allgäu, Äußere Buchleuthe 19.

*

Aus dem Jungen Ermland empfingen die hl. Priesterweihe: Am 29. Juni Georg-Josef Gedig in Eichstädt, am 22. Juli Joachim Schmauch in der Wieskirche (Kaufbeuren) und am 29. Juli Adalbert-Maria Mohn in Bamberg. Am 26. August empfängt August Saalmann in St. Augustin bei Siegburg die Priesterweihe.

*

Ihre Vermählung gaben bekannt: Josef Pohlmann und Frau Thea, geb. Schröer. Ferner haben geheiratet: Anna Masuch aus Scharnigk b. Seeburg mit Franz Schriefers aus Dilkrath/Rheinland und Bruno Schulz aus Teistimmen bei Lautern mit Josefine Weber aus Dilkrath. Das „Junge Ermland" übermittelt ihnen herzlichste Glückwünsche!

*

Der Rundbrief „Junges Ermland" vom Juli 51 ist erschienen und kann von Herrn Pfarrer Paul Kewitsch, (21a) Paderborn, Domplatz 26, bezogen werden.

Die neue Erde / Ein Salzburger Roman

Gerd Schimansky, Die neue Erde. Roman einer Wanderung, Verlag Ludwig Bechauf, Bielefeld. (Preis: 10,50 DM).

Wer weiß heute noch etwas von den vertriebenen Salzburgern, von jenen Leuten, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts dem Glaubenseifer ihrer geistigen Landesherrn weichen und ihre Heimat verlassen mußten? Ein kleines Häuflein Menschen wurde vertrieben und in alle Winde zerstreut. Wen kann dies heute erregen, wo Millionen ein gleichartiges Schicksal traf unter unglaublich härteren Formen? Und doch liegt jenem Vorgang aus den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts derselbe Geist zugrunde, wie den Ereignissen, durch die wir heute betroffen sind. An die Stelle des Glaubenseifers ist der Wahn des nationalen Machtstaates getreten. Die Unterschiede sind nur gradmäßige. Der totalitäre Terror gegen den anders Gearteten, anders Denkenden, anders Lebenden ist derselbe. Die ungeheure Ausweitung des Raumes und die heutigen Möglichkeiten seiner technischen Überwindung mögen den inneren Zusammenhang verdecken. Gemeinsam wird bleiben die Unduldsamkeit, die Ausschließlichkeit des Machtanspruchs, dem damals wie heute eine Minderheit weichen mußte.

So danken wir es Gerd Schimansky, daß er uns in die Welt jener Tage führt, in denen die Salzburger dem Terror weichen mußten, in denen ihnen aber — und das ist für uns viel wichtiger zu wissen — von vielen helfenden Händen eine neue Heimat geschaffen wurde. Sehr anschaulich begleiten wir die Auswanderer auf ihrem weiten Weg, auf dem sie Gott geleitet. Es ist dem Verfasser gelungen aufzuzeigen, daß das Handeln aus Glaubensnot in das Bewußtsein dieser Menschen immer stärker eindringt. „Der Glaubensmut dieses auserwählten Volkes" fordert die Bewunderung der Zeitgenossen heraus. „Erst wenn wir alles dahingegeben haben und alles wahrhaft verlassen, erst dann können wir eine Kreatur werden aus Gnaden."

Durch Süd- und Mitteldeutschland führt der Weg über Berlin, wo die entscheidende Begegnung mit dem preußischen König stattfindet. Er weist die Salzburger nach Ostpreußen. In Königsberg empfängt sie die gesamte Geistlichkeit. Gewiß, Schwierigkeiten tauchen auf. Der Boden des Landes, des „neuen Kanaan", ist ungewohnt. Gerade hier bewährt sich die Kunst des Verfassers, die historischen Vorgänge durch die dichterische Erzählung von den Menschen in ihrer neuen Heimat zu beleben. Ihr Glaube hatte die Salzburger vertrieben, der Glaube aber gab ihnen Grund und Boden wieder. Ist es nicht, als zöge durch dieses Buch von der neuen Erde eine Mahnung an uns, die wir in einer Welt der Unrast, des Unfriedens zu leben meinen und wissen nicht, wo der Friede, die Heimat ist? G. v. S.

Turnerfamilie Ost- und Westpreußen

Unerwartet hat der Tod eine schwere Lücke in unsere Reihen gerissen

Arthur Troyke
der Senior des Zoppoter Turnvereins von 1890 und der letzte Vorsitzende dieses Vereins ist am 15. 7. 1951 für immer von uns gegangen.

Von Jugend an dem Turnen fest verbunden, hat er uns bis zum letzten Atemzuge die Treue gehalten. Jederzeit hilfsbereit und nimmer müde, hat er Jahrzehnte hindurch in den verschiedensten turnerischen Ämtern gewirkt und aus seiner beruflichen Tätigkeit heraus sich stets besonders der Jugend gewidmet. Sein offenes gerades Wesen, sein vornehmer Charakter und sein humorsprühender Geist machten ihn beliebt bei Alt und Jung. Die überragende Leistungshöhe der Danziger Turner und die mehrfachen Faustballmeisterschaftssiege des Zoppoter Turnvereins bei den Männern und Frauen sind nicht zuletzt auf seine Schulung und sein tatkräftiges Wirken als Turnwart, Oberturnwart und Spielwart zurückzuführen.

Wenn je ein Turner die Auszeichnung verdient, ein echter Jünger Jahns genannt zu werden, so war er es, der in wahrhaft turnerischem Geist allen Lebenslagen gerecht geworden ist und nicht nur in Freude und Fröhlichkeit, sondern auch in schwersten Zeiten seinen Mannen ein gutes Vorbild gewesen ist, dem nachzustreben wert und ehrenhaft ist. Die höchsten Auszeichnungen und Ehrungen, die die Deutsche Turnerschaft zu vergeben hatte, wurden ihm zu teil. Die äußeren Abzeichen hierüber sind in dem Fluchtchaos des Jahres 1945 verloren gegangen. In sinniger Weise hat aber der Hamburger Turnverband ihm aus Anlaß seines 70. Geburtstages am 3. 11. 1950 auf Veranlassung seiner Vereinsbrüder mit herzlichen Grußworten eine Zusammenfassung der verlorenen Ehrungen und Anerkennungen geschenkt. Das schönste und dauerhafteste Denkmal ist aber die Liebe und die Verehrung, mit denen alle Herzen der ganzen Turnerfamilie Ost- und Westpreußen ihm entgegenschlugen und weiterhin über den Tod hinaus für ihn schlagen werden. Die Geschichte des ostdeutschen Turnens ohne den Namen Arthur Troyke ist undenkbar. Für immer wird dieser Turnbruder unter uns fortleben und mit seinem Geiste in uns und in den kommenden Geschlechtern wirken.

In stummer Trauer nehmen wir von ihm Abschied und grüßen ihn zum letzten Mal mit dem Turnergruß, mit dem er so oft uns gegrüßt und seine zündenden Ansprachen geschlossen hat:

Gut Heil!

Im Namen der Turnerfamilie Ost- u. Westpreußen
Fritz Babbel Wilhelm Alm

Sportler-Treffen in Hamburg

Das 4. Wiedersehenstreffen der ostpreußischen Sportler, zu dem die Vereinigung ostpreußischer Rasensportler aufgerufen hat, — wir berichteten in unserer Juli-Ausgabe bereits ausführlich — verspricht ein großartiger Erfolg zu werden. Im ganzen Bundesgebiet rüsten sich die ostpreußischen Sportler zur Fahrt nach Hamburg, um an dem Treffen, das am 11. und 12. August im neuen Klubheim der VOR, dem „Sülldorfer Hof" stattfindet, teilnehmen zu können.

Wir veröffentlichen nochmals das Programm des großen Treffens:

Sonnabend, 18 Uhr: Beginn des Kameradentreffens; 19 Uhr: Offizielle Begrüßung, Spiel und Sang ostpr. Lieder, Sportlied des 1. Fußballklubs Ostpr.; 20 Uhr: Gemütl. Teil, gestaltet d. einen Confer. und Humoristen. Im Unterhalt.-Programm eine Tanzeinlage von Frl. Brenke. Vorträge von Marion Lindt und Tanzmusik einer Fünf-Mann-Kapelle. (Evtl. Opern-Arien, gesungen von Frl. Metzig.

Sonntag: Sportliche Wettkämpfe wie im Vorjahre mit Fußballturnier für Altherren und ein Damenhandballkampf. Ferner ein Fußballspiel des 1. FC Ostpreußen.

Anmeldungen sind sofort an die VOR, Vorsitzender Direktor Georg Brenke, Bankhaus Kreiß, Hamburg 1, Mönckebergstr. 11, zu richten.

Auch die Angehörigen der Spielvereinigung Concordia-Königsberg werden aus Anlaß des Ostpreußen-Sportlertreffens im Sülldorfer Hof ein Treffen durchführen.



Das 5. Wiedersehenstreffen der Turnerfamilie Ost- und Westpreußen vom 27. bis 30. August in Flensburg-Mürwik nahm bei prachtvollem Wetter einen erhebenden und fröhlichen Verlauf. Unsere Aufnahme zeigt eine Gruppe der über 250 Teilnehmer, die sich in Flensburg einfanden.

Aufn.: Erich-Arndt-Flensburg

Ernst Wiechert als junger Lehrer

(Fortsetzung von Seite 7)

sozialismus ganz aus seiner Erzieherlaufbahn herausgedrängt wurde. Wieviel größer hätte sonst die Reichweite auf die deutsche Jugend werden können, und wieviel Gutes hätte er von höherer Stelle des Schulwesens aus stiften können!

Fragt man sich nach dem Geheimnis dieser seiner Wirkung, so ist es wohl die tiefe Menschlichkeit seines gütigen, verstehenden und zugleich tapferen Herzens gewesen, die ihn so rasch und leicht die Liebe der Jugend gewinnen ließ. Aber vielleicht mehr noch war Ursache dazu die fast ehrfürchtige Behutsamkeit, die er jungen Seelen entgegenbrachte. Jeden, der nur guten Willens war, behandelte er so, als ob aus ihm dereinst ein ganz Großer der Menschheit hervorgehen könnte. Sicher mag er auch oft enttäuscht worden sein; aber nie hat er sich dadurch entmutigen lassen. Er hat es immer gewußt, daß man für das Gute und Rechte ohne Konzessionen auch kämpfen müsse, und daß es lediglich darauf ankäme, daß man vor sich selbst bestehe. So mögen die ersten Jahre seines Wirkens noch ein tastendes Suchen und Prüfen des richtigen Weges gewesen sein. Ganz fest und sicher ist dieser Weg offenbar nach dem ersten Weltkrieg geworden. Dieser war für ihn die große Schule der Bewährung. Die furchtbaren Erlebnisse, die nahen und häufigen Berührungen mit dem Tode, wie er sie als Johannes in seinem „Jedermann" so ergreifend geschildert hat, mögen ihm die letzte Unbeirrtheit an der Richtigkeit seiner Lebens- und Weltanschauung gegeben haben. Er wird jetzt gewußt haben, daß man Gott und seinem Gewissen mehr gehorchen müsse als den Menschen. Aus dieser Überzeugung heraus hat er gedichtet, gewirkt und gelebt.

Es möge hier nun der Bericht folgen, wie sich meine Lebensbegegnung mit Ernst Wiechert abgespielt hat.

Als ich Ernst Wiechert als Lehrer erstmalig im Frühsommer 1914 kennen lernte, war er 27 Jahre alt. Wohl schon in seiner Jugendzeit hatte er in der einsamen Stille der fast unberührten Wälder und Seen und im Zusammenleben mit den einfachen, gläubigen Menschen der schlichten Landschaft Masuren die entscheidende Beeinflussung erfahren, die später zur Ausprägung seines schriftstellerischen und Lebensstiles führte. Von der Seite seiner Mutter her, die aus Pr. Litauen stammte, war ihm das Erbteil der Schwermut ins Gemüt gelegt, das er nie ganz hat verleugnen können und wollen. Er hatte 1911, vor drei Jahren, sein Studium mit dem Staatsexamen beendet und war nach zweijährigem Kandidatendasein seit einem Jahr wissenschaftlicher Hilfslehrer, wie es damals hieß, an der Oberrealschule „Auf der Burg" zu Königsberg i. Pr. für die Fächer Deutsch, Englisch und Erdkunde.

Ich selbst war damals fast 17 Jahre alt, als ich aus dem Städtchen Riesenburg in Westpreußen, wo ich an einer Realschule gerade mein Einjähriges gemacht hatte, nach Königsberg auf die gleiche Oberrealschule kam, in die Obersekunda. Leider war Wiechert hier noch nicht sofort mein Lehrer, aber er gab in der Parallelklasse Deutsch. So hörte ich durch Klassen- und Pensionskameraden sehr bald und viel von ihm. Alle Schüler sprachen von ihm mit großer Hochachtung, wie sie unter Jungen nicht gewöhnlich war. Fast schwang eine scheue Ehrfurcht in ihren Worten. Es hieß, er sei ein Dichter und schriebe Bücher. Auch sonst sei er gänzlich anders als die übrigen Lehrer, so anständig und gar nicht paukerhaft, fast wie ein Freund und Kamerad, der ältere Schüler als nahezu gleichberechtigt behandelte. Das Erstaunlichste sei, daß er an bestimmten Abenden seine ganze Klasse in die Privatwohnung nähme, mit ihr läse oder Fragen bespräche, die die Schüler selbst von ihm beantwortet haben wollten. Ja, daß man jederzeit abends zu ihm gehen könnte, wenn man in Not sei und keinen Rat mehr wüßte.

Ich hatte schon in Riesenburg einen ähnlich ungewöhnlichen Lehrer erleben dürfen, dem ich persönlich viel Anregung, Förderung und Hilfe verdanke. Deshalb erwachte in mir der brennende Wunsch, auch Wiechert näher zu kommen, zu dem ich sofort eine unausgesprochene Zuneigung und tiefe Verehrung verspürte. Vielleicht sprach dabei unbewußt die Tatsache mit, daß auch meine Heimat Südostpreußen war, an der Grenze zwischen Oberland und Masuren. Indessen wagte ich es natürlich nicht, von mir aus irgend welche Schritte zu unternehmen. Doch folgten meine Augen in den Pausen immer wieder seiner schmalen, hohen Gestalt, wie sie, nach vorn leicht übergebeugt, still über den Schulhof am Kollegienplatz schritt. Nie hörte ich ein lautes Scheltwort von ihm, und trotzdem waren selbst die größten Rowdies in seiner Gegenwart manierlich. Trat ein Schüler zu ihm mit einer Frage, dann nahm er die Zigarre aus dem Mund bzw. hörte er auf zu essen und zog die Hand aus der Tasche. Höflich und ruhig hörte er das Anliegen an, und ebenso gab er die Antwort, wie wenn ein Erwachsener oder Gleichgestellter ihn angesprochen hätte. Doch geschah dies alles in einer Weise, daß er sich selbst nicht das Geringste dabei vergab. Saß er, während ein Schüler ihn im Stehen ansprach, so stand er sogleich auf. Das alles waren für uns ungewöhnliche Dinge bei einem Lehrer.

Schon nach kurzer Zeit erfüllte sich mein heißer Wunsch, ihn als Lehrer zu bekommen.

Der Mord von Serajewo erschütterte die Erde. Als nach den Sommerferien 1914 das zweite Vierteljahr begann, war die Schule verödet. Viele Lehrer fehlten, und geschlossen meldeten sich die Ober- und Unterprimen kriegsfreiwillig. Selbst in meiner eigenen Obersekunda sowie in der Parallelabteilung hatten sich die Reihen derart gelichtet, daß beide Klassen zusammengelegt wurden. Hierdurch wurde Ernst Wiechert, dessen Einberufung als Soldat erst etwas später erfolgte, für ein kurzes Vierteljahr, wenn auch nicht mein Klassen-, so doch wenigstens mein Deutschlehrer. Ich war glücklich darüber. Denn jede Stunde bei ihm wurde fast zu einer Feierstunde. Das Pensum damals war die Einführung in das Althochdeutsche, und wir lasen zuletzt die Nibelungen im Urtext. Wiechert brachte uns diese großartige Dichtung als ein tragisch verkettetes Menschen- und Völkerschicksal nahe, ohne moralische Belehrungen daran zu knüpfen. So wirkte das Epos mit seiner ganzen sprachlichen Gewalt und unerbittlichen Wucht auf uns.

Er sprach stets langsam und leise. So zwang er uns zu ständig angespannter Aufmerksamkeit und zu teilnehmender Mitarbeit. In seinen Stunden hätte eine Stecknadel auf den Boden fallen können, man hätte es gehört. Bisweilen konnten seine blauen Augen unter der überhohen Stirn wie abwesend und verloren in weite Fernen blicken, und wir wagten dann nicht, uns zu rühren. Doch konnte sein Gesicht öfter auch unter einem guten Lächeln geradezu aufblühen; das war dann so, wie wenn die Sonne durch eine Wolkenwand bricht. Er konnte auch offen und herzlich lächeln, wenn jemand eine unfreiwillige Dummheit sagte, aber er war nie verletzend für den Betroffenen. Meist lag eine leise Schwermut um seine Gestalt, so als ob dieser Mensch nicht in die lärmende Großstadt gehörte, sondern in die einsamen Wälder seiner Heimat, deren Stille er wie einen Mantel um sich trug. Wir alle liebten ihn sehr. Ohne uns dessen bewußt zu sein, spürten wir wohl die Seltenheit dieser Lehrerpersönlichkeit, ihre aufrechte Menschlichkeit und ihre warme Herzensgüte. Wir hatten keines seiner Werke gelesen (es mag damals wohl nur sein Erstlingswerk „Die Flucht" erschienen sein). Trotzdem fühlten wir instinktiv, daß dies ein Dichter von hohen Gnaden sein müsse, der nach seinen eigenen Worten auch leben würde.

Hier endet meine erste Begegnung mit Ernst Wiechert als Lehrer. Denn schon im Herbst 1914 trat auch ich als Kriegsfreiwilliger ins Heer, und der Weltkrieg trieb mich 4½ Jahre lang über fast alle Kriegsschauplätze. Nach dem Zusammenbruch 1918 hieß es für mich, in einem Kriegsteilnehmerkursus das Abitur nachzumachen. Dieser Lehrgang fand von Ostern 1919 bis 1920 in Königsberg an meiner alten Schule statt. Hier hatte ich die große Freude, Ernst Wiechert nochmals als Deutschlehrer zu erleben. Er erinnerte sich meiner noch. Freilich hatte sich die Lage auf beiden Seiten grundlegend gewandelt. Wir „Schüler" waren andere geworden: ein buntzusammengewürfelter Haufe von jungen Männern zwischen 20 und 25 Jahren, die meisten ehemalige Offiziere bzw. Offiziersanwärter, viele kriegsbeschädigt, und alle vom harten Kriegserleben gezeichnet, jeder Jugendschwärmerei ledig, und vieler Ideale beraubt. Aber auch Ernst Wiechert war nicht mehr der alte. Er war noch ernster und stiller geworden, zurückhaltender und von einer noch tieferen Traurigkeit beschattet. Vielleicht meinte er, uns alte Soldaten zu formen sei nicht mehr notwendig, weil der Krieg und das Leben dies bereits getan hätten. Vielleicht — und das scheint mir wahrscheinlicher — mußte er sich erst selbst das bedrückende Kriegserleben von der Seele schreiben. Ich glaube, er rang damals mit seinem „Jedermann".

Trotz aller inneren und äußeren Not wurde es für uns alle ein schönes, stilles und fruchtbares Jahr nach der geistigen Öde eines langen Krieges. Wir spürten dankbar den Segen intensiver Arbeit, und unter Wiecherts Führung wurden uns Werke wie „Nathan der Weise", „Don Carlos", „Iphigenie", „Tasso" und „Faust" zu einem nie wieder vergessenen Erlebnis.

Nach meiner Reifeprüfung trennten sich äußerlich unsere Wege. Mit dem Herzen aber bin ich Ernst Wiechert stets verbunden geblieben. Ich habe seine Entwicklung durch fast alle seine Werke verfolgt, bis zu seinem folgerichtigen tapferen Gang ins Konzentrationslager und darüber hinaus. Immer wieder hat mich die Echtheit seines Gefühls und die fast biblische Gewalt seiner Sprache erschüttert. In der Hitlerzeit hat man zwar gesagt, Ernst Wie[illegible]ert sein ein demagogischer Verführer der Jugend gewesen und hätte diese in eine unmännlich-weichliche Schwäche geführt. Wer ihn aber wie wir, seine alten Schüler, gekannt hat, hat dies besser gewußt. Auch sind wir an ihm nicht irre geworden nach seinem für ihn gewiß sehr bitteren Fortgang in die Schweiz. Wir haben es schon seit langem gewuß: Nie hat die deutsche Jugend einen treueren, selbstloseren und tapferen Freund gehabt als ihn. Er war nicht nur einer unserer größten Dichter, sondern auch ein Mensch und Erzieher, vorbildlich wie nur wenige in unserer verwirrten und führungslos gewordenen Zeit.

„Ostpreußischer Bauer". Dieses in unserer Juli-Ausgabe veröffentlichte Gedicht stammt nicht von Otto Losch, sondern von Ursula Enseleit-Riel.

*

Landsleute, bitte herhören!

Nach dem Druck unserer Anschriftenliste haben sich folgende Arbeitskameraden gemeldet oder deren Adressen hierhergereicht oder ermittelt wurden:

Walter Maser (Hafen), Witwe M. Maertsch (St.-O.-Insp. Kurt M.), Helene Mertins (Wohlfahrtsamt), Eva Melzer (Fuhrges.), Insp.-Anw. Kurt Marczog, Stenotypistin Mauleiter (Gesundheitsamt), Fürsorgerin Lydia Mettner, St.-B.-Insp. Gustav Manstein, St.-O.-Sekr. Kurt Müller, Lina Müller, verehel. Scheffler (Schauspielhaus), techn. Angest. Otto Neumann (Hafen), Vorarbeiter Karl Neumann, St.-O.-Insp. Bruno Neubauer, Lothar Neubauer, Angest. Margarete Norrmann (Fuhrges.), Maschinenbaumeister Kurt Oltersdorf (Hafen), St.-O.-Sekr. Richard Olinski, Gartenmeister Gustav Ogrzall, Angest. Richard Plüschke, Betriebsleiter Erich Podzus (Hafen), Angest. Frau Wally Possels (Wi.-Amt), Angest. Lucie Petzold (Meßamt), Ernst Potschuck, Lehrer Dr. Franz Philipp, Stadthofs-Insp. Kurt Pluskat, Witwe Minna Plowinski, St.-Insp. Witwe Pfeil, Kraftwagenführer Robert Poßinke (Fuhrges.).

Vom Gesundheitsamt folgende Fürsorgerinnen: Elise Preuß, Gertrud Philipp, Ilse Pohl geb. Schlick, Hanna Prepens, Peitsch geb. Brikner, Dorothea Paschlan, Lotte Petersdorf, Peterson, Pyko und Schulzahnpflegeschwester Susanne Paape, Gerda Rokett, Ursel Schulz, Marg. Schimlowski, Martha Schulz, Elise Stengel.

Wäger und Trichinenbesch. Wilhelm Preikschat (Schlachthof), Lehrerin i. R. Ilse Podlech, Arbeiter Friedrich Pokern, Therese Quint (Wwe. des St.-O.-Insp.), Maria Reiß (Mutter des vermißten Emil Reiß K. W. S.), Frau Sofie Rau, Schlosser Felix Rutkowski (St.-Kr.-Angest.), Hausmeister Gustav Reinecker, Vorarbeiter Wenzel Romann (Gartenamt), Dr. Martha Ridtker (Ges.-Amt), St.-Verm.-Insp. Ronzuch, Angestellter Botho Rehberg, St.-Insp. Richard Rupsch, Lehrerwitwe Lotte Rogge, Frau Erna Ruck (Sparkasse), St.-O.-Sekr. Albert Szyddat, Gleisprüfer Franz Sachs (K.-W.-S.), Stenotypistin Ilse Skerstupp, Frau Elfriede Supply geb. Paukstadt, Techniker Bruno Skibbe, Handwerker Karl Sandmann, Verm.-Geh. Witwe Anna Schorowski, St.-Insp. i. R. Heinr. Schulz, Hausverw. der Stiftung Frau Schimmelpfennig, St.-O.-Sekr. i. R. Robert Schlicker, Angest. Maria Schmidt geb. Will, Witwe Auguste Schröder, Studienratswitwe Alice Schwarz-Neumann, St.-Insp. Karl Scheller, Walzenführer Max Schnoedland, St.-Insp. Scheiba, Lehrerin Frau Lisbeth Schmidt, Frau Hanna Schimkat (Mag.-Schulratsfrau), Marg. Schwuj (Tochter des Andreas Schw., Fuhrges.), Zeichner Albert Scheffler, Paul Schesnack, St.-Insp. Reinhold Steffen, Hermann Stein (Fuhrges.), Angest. Max Theophil, Meta Tresp (Schwester des St.-Insp. Bruno Tresp), a. pl. St.-Insp. Willi Turowski, Gärtner Hermann Tilsner, Brückenwärter Otto Timm, Arbeiter Albert Timm (Schlachthof), Stenotypistin Thea Tutlewsky, Handwerker Otto Thiel (Fuhrges.), Kassierer Gustav Tomuschelt (Fuhrges.), Dienststellenleiter Wilhelm Tiedemann (K.-W.S.), Arbeiter Emil Thalau (Fuhrges.), Fürsorgerin Eva Timnick, Arbeiter Fritz Trampau, Angest. Karl Tiltmann (Fuhrges.), St.-Insp. a. D. Theodor F. K. Krohm, Elsbeth Klietz verehelichte Faust.

Weitere Namen werden in der nächsten Nummer dieser Heimatzeitung bekanntgegeben.

Unsere Arbeitskameradin Frau Frida Schulz, geb. Brustat, ist es nun gelungen, festzustellen, daß der Komba doch noch am Leben ist.

Erfolg: Komba-Sterbekasse — Gruppen-Versicherungsvertrag — ab 1. Juli d. Js. wieder ins Leben gerufen.

Kombakrankenkasse Debeka — Allgemeine Wartezeiten 3 Monate.

Alle alten Mitgliedschaften sind erloschen, sodaß nur Neuaufnahmen in Frage kommen (ab 1. 7. 51).

Im Rahmen dieses Kollektiv-Versicherungsvertrages besteht für Mitglieder die Möglichkeit, für sich und ihre Ehefrauen Sterbegeldversicherungen zu günstigen Bedingungen abzuschließen. Da auf diese Art und Weise auch ältere Mitglieder ohne weiteres in den Genuß dieser Fürsorgeeinrichtung kommen, was vielen mit Rücksicht auf das vorgeschrittene Alter und den Gesundheitszustand durch eine Einzelsterbegeldversicherung nicht mehr möglich wäre, können wir nur wünschen, daß die für das Inkrafttreten der Kollektivversicherung erforderliche Mindestbeteiligung von 50% der Mitglieder zustandekommt.

Folgende Vorteile werden eingeräumt: 1. Gewährung eines Sterbegeldes von 500 DM mit Rechtsanspruch auf die Versicherungsleistung. 2. Doppelzahlung der Versicherungssumme bei Tod durch einen entschädigungspflichtigen Unfall. 3. Keine Aufnahmegebühren. 4. Keine Altersbegrenzung für die bei Vertragsbeginn vorhandenen Mitglieder, keine Gesundheitsprüfung, keine Wartezeit. 5. Niedrige Monatsbeiträge, keine Zahlung über den Sterbemonat hinaus. 6. Rückkaufsmöglichkeit der Versicherung nach 3jährigem Bestehen. 7. Beteiligung am Gewinn.

Höhe der monatl. Beiträge für je 500. — DM Sterbegeld einschl. Unfallzusatzversicherung:

Eintrittsalter	Monatsbeitrag DM	Eintrittsalter	Monatsbeitrag DM	Eintrittsalter	Monatsbeitrag DM	Eintrittsalter	Monatsbeitrag DM	Eintrittsalter	Monatsbeitrag DM
16—20	—,60	36	—,95	52	1,80	68	4,15	84	11,45
21	—,60	37	—,95	53	1,85	69	4,40	85	12,15
22	—,65	38	1,—	54	1,95	70	4,65	86	12,85
23	—,65	39	1,05	55	2,05	71	4,95	87	13,55
24	—,65	40	1,10	56	2,15	72	5,30	88	14,25
25	—,65	41	1,15	57	2,25	73	5,65	89	15,—
26	—,70	42	1,15	58	2,40	74	6,00	90	15,85
27	—,70	43	1,20	59	2,50	75	6,40		
28	—,75	44	1,25	60	2,65	76	6,80		
29	—,75	45	1,30	61	2,80	77	7,25		
30	—,75	46	1,35	62	2,95	78	7,75		
31	—,80	47	1,45	63	3,10	79	8,25		
32	—,80	48	1,50	64	3,30	80	8,85		
33	—,85	49	1,55	65	3,45	81	9,45		
34	—,85	50	1,65	66	3,70	82	10,05		
35	—,90	51	1,70	67	3,90	83	10,75		

Die Versicherungssumme wird sofort fällig beim Tode. Als Eintrittsalter gilt der Unterschied zwischen dem Jahr des Versicherungsbeginns und dem Geburtsjahr. Wir hoffen, daß all unsere Arbeitskameraden von dieser günstigen Sterbegeldversicherung Gebrauch machen werden.

Bei allen Anfragen ist Freiumschlag beizufügen. Den Preis von 1 DM für das zugesandte Anschriftenverzeichnis bitten wir direkt an uns zu überweisen. Etwa 9 Anschriftenverzeichnisse, die als unbestellbar zurückgekommen sind, liegen vor.

Folgenden Landsleuten danken wir für die Berichterstattung:

Frau Olga Mielke, Frau Bertha Bannasch, Verm.-Ob.-Insp. Willi Schwarz, Max Tschoppe, Frau Luzie Braunschweig, Dr. Gause, Verw.-Rat Gustav Meyer, Sparkassenzweigstellenleiter Erich Sagronski, Frau Marie Seidler, Lehrerin i. R. Ilse Podlech, St.-Sekr.in Lisbeth Dauksch, verehel. Bandelow. Den Arbeitskameraden Kurt Lewark und Max Wetzki, danken wir für die Papierspende, für Porto: Herbert Gelies u. Ernestine Naujoks.

Unser Ferientreffen begann am Sonntag, den 15. Juli, in Biedenkopf, 15 Uhr im Berggarten. Bereits am Donnerstag trafen die ersten Teilnehmer ein. Infolge der in Biedenkopf stattfindenden Tierschau war die Stadt festlich geschmückt, so daß alle Arbeitskameraden der Meinung waren, daß die vielen Fahnen und das Tannengrün aus Anlaß unseres Treffens angebracht seien. So hatte jeder Kamerad bei seiner Ankunft seine Freude über die vielen Fahnen.

Mit dem Liede „Heimat Deine Sterne" wurde das 3. Königsberger Magistratsferientreffen eröffnet. Ein stilles Gedenken galt unseren toten Arbeitskameraden. Manche Erinnerung wurde ausgetauscht. Erlebensberichte der 1948 und 1949 aus Königsberg ausgesiedelten Arbeitskameraden fesselten alle Teilnehmer. Dem Wunsche, das 4. Könisberger Magistratsferientreffen in Frankfurt/M. oder Reutlingen/Württ. stattfinden zu lassen, fand allgemeine Zustimmung. Arbeitskamerad Wetzki wurde zum Leiter dieses 4. Treffens gewählt.

Ferner wurde von den Teilnehmern angeregt, ein Königsberger Magistratsferienheim im Taunus oder Spessart zu errichten. Arbeitskamerad Herbert Gelies war sofort bereit, 300,— DM, Arbeitskamerad Wetzki 100,— DM, als Bausteine zu stiften. Die Leitung dieses Heimes soll dann unserer Arbeitskameradin Frau Edith Justies (Wi.-Amt) übertragen werden. Um zunächst einen Überblick über die Gebefreudigkeit aller zu gewinnen, bitten wir jetzt schon den voraussichtlichen Zeichnungsbetrag uns unverbindlich mitzuteilen. Auch die kleinste Spende wird, falls die Angelegenheit zustandekommt, dankend entgegengenommen.

Der Zweck dieses Ferienheims ist der, allen Beamten, Angestellten und Arbeitern des Königsberger Magistrats ein billiges Wohnen in den Ferien im Kreise lieber Kollegen zu ermöglichen. An unsere techn. Arbeitskameraden ergeht daher die Bitte, uns geeignete Vorschläge zur Errichtung dieses Ferienheims zu machen. Wir bitten aber auch alle anderen Arbeitskameraden, die an dieser Diskussion nicht teilnehmen konnten, um geeignete Vorschläge.

Die anwesenden Ferienteilnehmer grüßen und gratulieren an dieser Stelle unserem verehrten Gartenbaudirektor Ernst Schneider anläßlich seines 60jährigen Berufsjubiläums. Mit dem Ostpreußenliede wurde der erste Ferientag beschlossen.

Ab Montag begannen die gemeinsamen Wanderungen im herrlichen Bergwald. Höhen mit über 500 m wurden von allen erreicht. Schönes Wetter begleitete uns bis Freitag, 20. Juli. An diesem Tage waren noch einige Arbeitskameraden anwesend. Am Montag, 23. Juli, begann der Aufstieg zur Sackpfeife. Neue Teilnehmer treffen am 4. August hier ein. Die Arbeitskameraden finden daher den einen oder anderen Kollegen immer hier vor.

Anschriftensammelstelle der Königsberger Magistratsbeamten, -angestellten und -arbeiter (16) Biedenkoft, Hospitalstraße 1.

Dorfgemeinschaft half

Fast alle Bauern des Dorfes Heckershausen halfen einem heimatvertriebenen ostpreußischen Landwirt bei der Frühjahrsbestellung seines ihm erst jetzt zugeteilten Ackers am Reinhardswald. Die Bauern zogen mit 13 Perdegespannen und 5 Treckern auf den Acker. Pflanzkartoffeln, Haus- und Hofgeräte sowie Büsche und Sträucher für den Garten waren durch eine Dorfsammlung dem Heimatvertriebenen geschenkt worden. Der Bürgermeister des Dorfes begründete die Hilfsbereitschaft mit den Worten: „Wir wollen beweisen, daß sich unser Christentum nicht in freundlichen Worten erschöpft, sondern sich im praktischen Einsatz beweist. Und als wir sahen, daß unser Freund und Berufskamerad mit seiner Landbestellung ohne uns nicht weiter kam, haben wir uns zusammengetan und sind hergekommen, um ihm zu helfen, wie es sich für ordentliche Christenleute gehört."

*

In Schleswig-Holstein bestehen gegenwärtig noch 774 Lager für Heimatvertriebene mit 120 433 Personen. Außerdem wohnen noch 2866 Heimatvertriebene in Mehrfamilien-Unterkünften.

SUCHANZEIGEN

Hans von Massow, Neuhausen b. Königsberg und seine Gattin Eva geb. Stoff sandten letzte Nachricht im März 1945 aus Labs in Pommern. Wer kann über ihren Verbleib oder Tod Auskunft erteilen? Nachricht erbittet Hertha Stoff, Berlin-Zehlendorff, Am Fischtal 22.

Seeger, Josef, Elbing, Horst-Wessel-Straße 5. Wer kann Auskunft geben über den Verbleib meines Mannes? Mein Mann wurde in Braunsberg, Bahnhof, Obertor, mit anderen älteren Männern auf einem Leiterwagen transportiert und zwar im Februar 1945. Nachricht erbittet Frau Selma Seeger, Reichersbeuern/Obb., Kr. Bad Tölz.

Helmut Korthals, geb. 3. 4. 1939, aus Königsberg, ist 1947 in Litauen gesehen worden. Wer hat ihn gesehen und kann Auskunft geben? Nachr. erb. Herta Korthals, (14b) Sigmaringen-Hohenzollern, Josefinenstraße 25 II. (fr. Gänsekrug, Kreis Königsberg).

Deutscher Fremdenlegionär (Ostpreuße), 26 Jahre alt, seit seinem 17. Lebensjahr Soldat, bittet um Briefwechsel mit Landsleuten. Anschrift: Georg Aschmies, S. P. 50 578. T. O. E. Indo-China.

Bilder von Gerdauen! Wer kann mir Bilder von Gerdauen zur Verfügung stellen? Angebote an: Frau Grete Guenther, Herzberg (Harz), Sieberstraße 61.

Suchanzeigen

Ernst Perlbach, Kaufmann aus Paaringen, Kr. Labiau, geb. 20. 4. 98, seit Jan. 45 von den Russen entrissen. (Durch Augenzeugen.) Neun Tage Gefängnis in Labiau, dann verschleppt.

Walter Perlbach (Finanzamt Insterburg), geb. 9. 9. 22, Feldpostnummer 30 001 (Funkzentrale). Letzt Nachr. v. 7. Aug. 44.

Ursula Perlbach, geb. 7. 7. 24, Gewerbeschule Tilsit, kam April 45 in Kbg. in russ. Gefangenschaft, dann Ernteeinsatz Neuhof/Sandlauken. (Trug Brille u. roten Rock), soll Okt. 45 i. Krankenhaus Kbg.-Roßgarten verstorben sein. Wer weiß Todestag? Nachricht erbittet Frau Ella Perlbach, (20a) Bleckmar 21 üb. Soltau (fr. Paaringen, Kreis Labiau).

Fritz Schmidtmann, Maurer- und Zimmermeister (Baugeschäft), Regentenstr. 24, Kbg., geb. 26. 10. 92. War bei der III. Volkssturmkomp., Kampfgruppe Bahl, Kbg. — letztes Quartier Busoldstraße (Hafen). Habe seit meiner Flucht am 8. 4. 45 kein Lebenszeichen erhalten, wer weiß etwas über den Verbleib meines Mannes? — Wo sind die Insassen des Altersheims Königsberg-Rothenstein nach dem 8. 4. 45 verblieben? Suche meinen Vater Paul Siegemund, geb. 25. 1. 69. Ferner wird Wilhelm Zollitsch (Stempelhesse) und Tochter, Frau Gertrud geb. Zollitsch, fr. Kbg., Kaiserstraße 9, gesucht von Frau Charlotte Schmidtmann, Darmstadt, Rhönring 20.

Erich Bleich, Grenadier, geb. 4. 9. 25 in Lötzen, Letzter Wohnort in Bludau, Kr. Fischhausen, verwundet in Urlaub gewesen. Letztes Zusammensein in Pelau am 2. 2. 45. — Gertrud Bleich, geb. 4. 9. 25 in Lötzen, zuletzt in Neuhäuser, Kr. Fischhausen (3. 3. 445) im Haushalt tätig gewesen. Wer weiß etwas über den Verbleib meines Sohnes und meiner Tochter? Nachricht erb. Marie Bleich, Remlingen 97, Kr. Wolfenbüttel (fr. Bludau, Kreis Fischhausen).

Königsberger! Robert Happach, Bankoberinspektor, geb. 3. 7. 84 (Hauptstelle Kbg. d. Bank der ostpr. Landschaft, Landhofmeisterstraße), Wohnung Voigdstr. 2, zuletzt Luisenallee 106. Soll in den ersten Tagen des Russeneinmarsches bei einem Ausgang verschwunden sein. Wer kann über sein weiteres Schicksal Auskunft geben oder ist noch in einem Lager mit ihm zusammengewesen?

Renate Happach, geb. 16. 6. 35, hat nach dem Tode ihrer Mutter in Kbg., Kohlhof 1063, Nr. 8, bei Frl. Heske gelebt. Soll im Mai 47 verstorben sein. Wer kann Gewißheit geben? Mitteilungen an Frau Rosemarie Eckelberg, geb. Happach, Duisburg-Hamborn, Körnerstraße 80.

Berta Mirke, geb. Mindt, geb. am 23. 10. 1900, wohnhaft in Kbg., Schleiermacherstr. 31a, war mit ihrer Tochter Ursula Mirke und mit ihrer Mutter Friederike Mindt, geb. am 23. 10. 93 auf der Flucht. In der Nähe von Zielkeim (Samland) wurde sie von meiner Tochter U. getrennt. Meine Frau soll in Schloßberg mit Königsberger Frauen schwere Arbeit verrichtet haben und wegen schwerer Erkrankung nach Insterburg gekommen sein. Wer kann über den Verbleib meiner Frau und Schwiegermutter Auskunft geben? Nachr. erb. an August Mirkel, (20a) Almke üb. Vorsfelde, Kreis Gifhorn.

Uffz. Heinz Behrendt, Feldp.-Nr .56 499C, Sich.-Regt. 75, 3. Batl., Landgerichtsrat in Lyck, Danzigerstr. 42. Wer kann über meinen Bruder Auskunft geben? Am 7. Juli 44 im Raume Wilna in russ. Gefangenschaft geraten. Ist i. Lager Czenstochau/Polen und dann im Lager 73 333/10/Bukowina gewesen, im Dez. 47 im Lager 244 500 nördl. Bukarest. Evtl. Nachr. erb. an Alred Behrendt, (24a) Hollern 33, Kreis Stade.

Gertrud Langkau und Tochter Regina, letzte Wohnung Kbg., Lochstädterstr. Mitteilungen an Wilhelm Gramsch, Celle/Hann., Windmühlenstr. 93 (fr. Kbg., Lawsker Alee 103).

Claus Jungblut

Festungs-Pionier-Batl. 2. Komp. Schlüther o. Quinther, Kbg., Feldp.-Nr. 36 100 A. T. Letzte Nachricht v. März 1945, Kampfabschnitt Königsber-Ponarth. Vermutlich in russ. Kriegsgefangenschaft geraten. Wer war mit meinem Sohn in jenen Tagen zusammen und kann mir über seinen Verbleib Auskunft geben? August Jungblut, Holzminden/Weser, Mittlere Str. 3 (früher Treuburg/Ostpr., Hotel „Königlicher Hof").

Luftmuna Domnau!

Ettwa am 20. 1. 45 sind von der Luftmuna Domnau/Ostpr. mit Treck und Lastwagen eine ganze Reihe Frauen, Kinder und Wehrmachthelferinnen in Richtung Königsberg in Marsch gesetzt worden. Nur von wenigen konnte ich bisher erfahren, ob sie durchgekommen sind. Wo sind Maria Brauer aus Pr. Wilten, Irma Krauskopf, Irmgard Schmalz, Frl. Frölian, Else Beutler aus Bartenstein, Frl. Radschun mit Mutter geblieben? Nachr. erb. Richard Richter, Oberlengenhardt, Kreis Calw/Württemberg.

Fr. Lampe, Königsberg, Kaiserstr. oder Querstraße, Fabrik Steinbeckstraße, Former Liekert, Kbg., Jerusalemer Str. 48, Frida und Otto Grigull, Kbg., Altroßgärter Predigerstraße 1c, werden gesucht von Fr. Charlotte Ernst, Karlsruhe, Wichernstraße 29.

Tetzlaff, Obergerichtsvollzieher, Königsberg, Tiergartenstr. 52 (?), wird gesucht von Richard Labinsky, (23) Bramsche bei Osnabrück, Auf dem Damm 7.

Friedrich Marzinzik aus Kreuzofen, Kreis Johannisburg, soll in einem Lager in Rußland verstorben sein. Mitteilungen über ihn sollen am 24. 6. 49 über den Rundfunk durchgesagt worden sein. Wer weiß Näheres über seinen Tod und kann Angaben machen? Nachr. erb. Friedrich Marzinzik, Woltorf 83, Kreis Peine.

Elisabeth Kirstein, Lehrerin, Kbg., Strauß-Str. Nr. 5, nebst drei Schwestern Margarete, Marie und Martha — letzte Zuflucht wahrscheinlich Karlsberg-Rauschen — werden gesucht von Hildeg. Olzien, Göttingen, Herzberger Ldstr. 21.

Laura Bercio, geb. Reichel, Pfarrerwitwe, Kbg., Mozartstr. 15 — Febr. 45 noch in Kbg. am Leben — wird gesucht von Hildeg. Olzien, Göttingen, Herzberger Landstraße 21.

Richard und Georg Kaufmann aus Danzig-Neufahrwasser, Hanna, Bruno und Gerd Eichler aus Danzig werden gesucht von Gerhard Jeykowski, Landshut, Neustadt 519 (fr. Kbg., Fasanenstraße 10).

Wehlau und Metgethen

Stätten des landwirtschaftlichen Unterrichtswesens in Ostpreußen

Ostpreußen als Agrarprovinz war in weiten Kreisen Deutschlands bekannt. Daß es auf diesem Gebiet fortschrittlich, ja oft beispielhaft arbeitete, ist eine in Fachkreisen anerkannte Tatsache. Daß aber auch das Bildungswesen der Landjugend auf hoher Stufe stand, dürfte weniger bekannt sein, im besonderen, welchen hohen Anteil die Ausbildung der weiblichen Jugend hatte.

36 Landwirtschaftsschulen und eine höhere Lehranstalt für praktische Landwirte sorgten für die fachliche Ausbildung des männlichen Nachwuchses. An 32 waren Mädchenklassen angegliedert, die ebenfalls in Winterlehrgängen die Bauerntöchter des Kreises erfaßten, damit diese im Sommer nicht dem elterlichen Hof entzogen wurden. Außerdem bestanden drei Landfrauenschulen mit ganzjährigen Lehrgängen.

Schon 1874 entstand die erste Landwirtschaftsschule in Gumbinnen, es folgte 1877 die in Angerburg, 1879 die in Wehlau. Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges arbeiteten 19 in der Provinz, alle nur für die männliche Jugend. Ihre Tätigkeit bestand in theoretischem Unterricht in den Wintermonaten, der im Sommerhalbjahr durch Wirtschaftsberatung und Begehungen ergänzt wurde.

Die einzige Ausbildungsstätte für die weibliche Landjugend war die Landfrauenschule Wehlau, sie wurde bereits 1906 vom Landwirtschaftlichen Zentralverein gegründet. Sie wurde wie die anderen Fachschulen 1907 der neugegründeten Landwirtschaftskammer übergeben und bestand bis zum Russeneinfall 1944. Weit über 1000 Schülerinnen sind durch diese Schule gegangen und haben nicht nur das praktisch Erlernte, sondern auch die Erziehung und die dort aufgenommene Lebensauffassung in die Provinz herausgetragen. Wie sehr diese Erziehung ihren Einfluß ausübte, bewies, daß bereits die zweite Generation die Schule besuchte. Sie alle danken ihr bewußt, eine gediegene praktische und theoretische Ausbildung in allen Zweigen der ländlichen Hauswirtschaft erhalten zu haben.

Außer dieser ältesten Landfrauenschule kam 1912 die neuerbaute Landfrauenschule in Metgethen dazu. Das Grundkapital spendete der ostpr. Verband Landwirtschaftl. Hausfrauenvereine, der auf Anregung von Frau Elisabeth Boehm in allen Vereinen gesammelt hatte. Der stolze Bau öffnete Ostern 1912 seine Tore. Nach kurzer Besetzung 1914/15 durch deutsches Militär zogen im Herbst 1915 wieder Maiden ein. 1916 konnte der Unterrichtsplan auf zwei Jahre verlängert werden, um nach ministerieller Vorschrift in einem Seminarjahr den Nachwuchs an Lehrerinnen für die Provinz auszubilden. Heute steht diese schöne Schule nicht mehr, die letzte Direktorin ist den Russen zum Opfer gefallen, aber ihr Wirken und die Leistung der Schule während des 30 jährigen Bestehens haben vielen Landtöchtern die Richtung fürs Leben gegeben und eine große Schar landwirtschaftlicher Lehrerinnen zum Segen der Landjugend ausgebildet.

Die dritte Landfrauenschule arbeitete unter sehr erschwerenden Umständen, jahrelang unter litauischer Herrschaft, als ein Hort des Deutschtums und Kulturträgerin im besetzten Memelgebiet. Erst nach der Angliederung kam die Landfrauenschule Heydekrug unter Verwaltung des Reichsnährstandes.

Die Lehren des ersten Weltkrieges öffneten die Augen und damit auch die Geldquellen für eine allgemeine Schulung der weiblichen Landjugend. Die Landfrau als Verbraucherin und Erzeugerin hat eine doppelte Bedeutung für die Volkswirtschaft! So wurde allgemein an den Landwirtschaftskammern ein Frauenreferat geschaffen und die Einrichtung von Mädchenklassen an den Landwirtschaftsschulen von oben gefördert. 1925 wurden in Ostpreußen zunächst 4 Klassen bewilligt, da Anbau bzw. Neubau nicht unerhebliche Summen verschlangen, denn Küchen und Wirtschaftsräume mußten unbedingt eingerichtet werden. Auch hieß es abwarten, wie sich die konservative Landbevölkerung dazu stellen würde. Aber die Meldungen kamen überaus zahlreich. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl.

Die Kreise baten um Einrichtung, stellten Räume und Lehrmittel zur Verfügung, so daß Internatsräumen, weil der praktische, hausstattliche Neubauten entstanden, häufig mit wirtschaftliche und theoretische Unterricht nicht in den Vormittagsstunden erledigt werden konnte. Gab es doch viel Gebiete zu lehren: Kochen, Backen, Einmachen, Einschlachten, Nadelarbeit, Wäsche, jegliche Hausarbeit, denn alle Räume mußten ein Vorbild an Ordnung und Sauberkeit sein.

Ergänzt und erweitert wurde der praktische Unterricht durch vielseitige Unterweisung in Haushaltführung, Gesundheits- und Kleinkinderpflege, häuslicher Buchführung sowie der charakterbildenden Fächen. Außerdem erfolgte Unterweisung in Tierhaltung, Geflügelzucht und Gartenbau in Anlehnung an die elterlichen Betriebe und vor allem ergänzt durch mehrtägige praktische Lehrgänge in den Sommermonaten sowie durch die Wirtschaftsberatung.

Im allgemeinen nahmen die Schülerinnen eine gute Vorbildung für ihre spätere Tätigkeit mit, zumal sie durch die Altschülerinnenvereine immer mit der Schule in Verbindung blieben, die auch ihrerseits enge Fühlung und Zusammenarbeit mit den Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereinen pflegte.

Aber mit der gediegenen praktischen Ausbildung war das Ziel noch lange nicht erreicht, sondern die kulturelle Erziehung stand überall im Vordergrund und kann im allgemeinen als glänzend gelöst betrachtet werden. Schon allein die hellen, sauberen, gut gelüfteten und geschmackvoll eingerichteten Räume übten nachhaltigen Einfluß aus, denn auch Möbel und Bildschmuck dienten als Vorbild für die Einrichtung eines Bauernhauses und in mancher jungen Ehe fand dieses Vorbild seine Nachahmung. Der stets hübsch gedeckte Tisch, der Blumenschmuck, und waren es auch nur einige Tannenzweige, dienten als Vorbild für das häusliche Leben. Durch den Kochunterricht wurde eine neuzeitliche, schmackhafte Küche gelehrt.

Das Zusammenleben mit den jugendlichen Lehrerinnen ergab eine wirksame Erziehung für das tägliche Leben. Anzug und Haartracht blieben nicht unbeachtet, die gleiche Arbeitstracht, die handgewebten Kleider, die bei Festen getragen wurden, erweckten den Stolz und das Verständnis für zweckmäßige und doch schöne Kleidung.

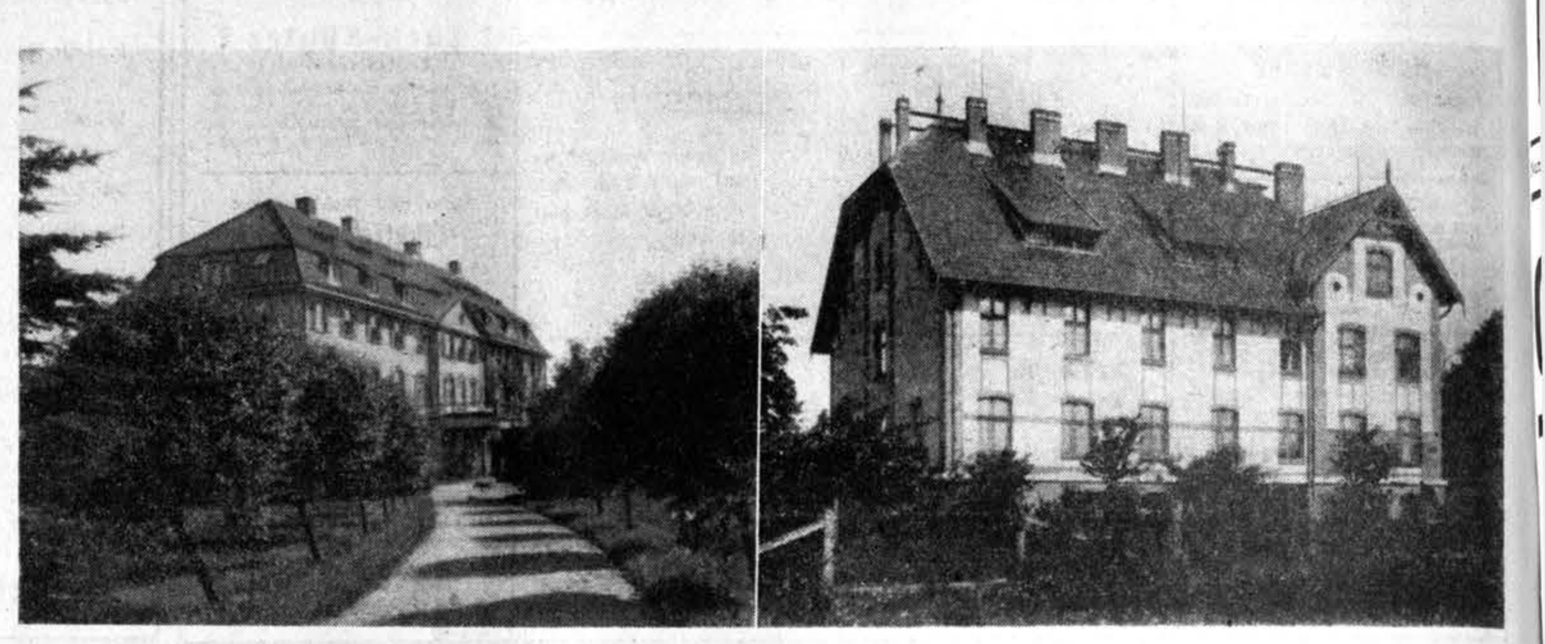
Und dann die Feste überhaupt! Mit Liebe und Eifer vorbereitet, bildeten sie einen Teil des Unterrichts, mit welchem Fleiß wurde dafür gekocht und gebacken, der Schmuck für Raum und Tafel hergestellt! Wurde doch im Unterricht besonderer Wert auf die Ausgestaltung der Familienfeste gelegt!

Junge Menschen sind eindrucksfähig und da die Verbindung mit der Schule durch Jahre bestehen blieb, wirkte sich ihr Einfluß in den Bauernhäusern nachhaltig aus. „Schon beim Betreten eines Bauernhauses spürten wir, ob die Töchter die Schule besucht hatten", sagten mir Mitglieder einer Kommission, die die Provinz bereisten. Aber nicht nur die Mädchen unterlagen diesem Einfluß, auch auf die Schüler wirkte er sich aus. Als junge Ehemänner wußten sie die gepflegte und durchdachte Haushaltführung sehr zu schätzen.

Die ostpreußische Bäuerin war keineswegs rückständig, sie war oft fortschrittlicher als ihr Mann. War sie doch durch den Landw. Hausfrauenverein geschult und wußte daher die Ausbildung der Söhne und Töchter zu schätzen, um den oft sehr kargen Lebensstil zu heben. So war der Andrang zu den Schulen in Masuren, der ärmsten Gegend unserer Heimat besonders groß. Das wirkte sich auch bei der Errichtung der Lehrwirtschaften aus, die in großer Anzahl eine beachtliche Ausbildung des Nachwuchses erreichten.

Ich habe viele Jahre in enger Zusammenarbeit die ostpreußische Bäuerin kennen und von Jahr zu Jahr mehr schätzen gelernt, sie war stets bereit, für die Allgemeinheit etwas zu leisten, von Enge war an ihr nichts zu spüren. Sie wird auch im Flüchtlingsdasein ihre Eigenart bewahren und ihre kulturelle Höhe beweisen, sie wird unter primitiven Verhältnissen ihre Kinder in diesem Sinne erziehen, bis sie dermaleinst wieder in der alten Heimat wirken können.

v. G.



Die 1912 erbaute Landfrauenschule in Methgethen und die Wehlauer Schule — Aufn.: Archiv



Ein Lehrgang der Landfrauenschule Wehlau

Ostpreußische Kunstausstellung nach der Schweiz

Hervorragender Erfolg in Marburg

Am 22. Juli schlossen sich die Pforten der ostpreußischen Kunstausstellung, die sich fünf Wochen lang im Universitätsmuseum Marburg dank der Unterstützung seines Direktors Herrn Prof. Kippenberger und ihrer Leiterin, der Malerin Ida Woltermann-Lindenau großen Interesses und starken Besuches auch aus dem Ausland erfreute.

35 heimatvertriebene ostpreußische Künstler waren mit etwa 200 Werken beteiligt. Sie vermittelten den bisher umfassendsten Eindruck vom Nachkriegsschaffen der Maler und Bildhauer jenes Ostens. Diese Schau war ein sichtbarer Beweis für den aus überwundenem Leid geborenen Willen zum Leben, wenn auch in einzelnen Blättern wie bei Gertrud Lerbs, Erika Handschuck, Klaus Seelenmeyer und Liselotte Popp furchtbares Geschehen nachklingt, aber nicht als laute Anklage haltloser Verzweiflung, sondern als Bekenntnis unerschütterlichen Glaubens an den tiefen, oft rätselhaften Sinn des Lebens.

Einzigartig, wie diese geschlossene Künstlergemeinschaft Vergangenes zu Unvergänglichem zu erheben vermag, ihre verlorene Heimat aus der innersten Vorstellungswelt aus ihren Seelentiefen heraus leuchten ließ. Allen gemeinsam war die gedämpfte Farbgebung, die verhaltene Landschaft, die Erinnerung an die Weiten ihrer Heimat, ihre Aufrichtigkeit und die großangelegten Kompositionen.

Aus der Fülle des Erlebten und Erträumten suchen sie einen einheitlichen Gesamteindruck zu schaffen, jeder in seiner eigensten Ausdrucksform, seiner eigenen Handschrift. Von dunklen schwermütigen Tönen Kurt Berneckers, Karl Kunz' bis zu den lichten Dünenbildern Ruth Faltins, von der verhaltenen Dramatik Prof. Eduard Bischoffs, Prof. Arthur Degners, Bruno Paetsch, den fein empfundenen Aquarellen Liselotte Strauß' bis zu den Temperas Fritz Heidingfelds, der es versteht, das Verschmolzensein von Mensch und Tier und Landschaft in seiner Selbstverständlichkeit überzeugend im Bild auszusprechen. Die Arbeiten von Ida Woltermann-Lindenau, Heinrich Bromm, Prof. Alfred Partikel, Julius Freymuth, Prof. Fritz Pfuhle und Gerd Eisenblätter sind teils aus musikalisch-stimmungsmäßigem, teils aus dramatisch-ausdrucksvollem Erleben geschaffen. Heinz Sprenger zeigte in altmeisterlicher Art einen weiblichen Kopf „Zwischen Traum und Wirklichkeit". Karl Busch äußerte in feinsinniger Weise sein Empfinden in dieser zweifelhaften Welt, während Berthold Hellingrath in lichten Klängen seine Heimat vorzauberte. Erich Kaatz war mit starken, fein koloristischen Aquarellen vertreten, Norbert Dolezich ließ die Beschauer nachdenklich vor seinen tief empfundenen Blättern stehen.

Zu den Höhepunkten der Ausstellung gehörte die Plastik. Prof. Hans Wissels Torso „Christus" aus getriebenem Messing war ergreifend in seinem verhaltenen Leid. (Wissel starb vor einem Jahr in Garmisch.) Sein Schüler Klaus Seelenmeyer schuf eine Holzplastik „Memento" (Christuskopf) von großzügiger Herbheit mit erhabenem Ausdruck des Schmerzes. Auch seinen Gemälden ist diese feine Haltung im Kolorismus eigen, was ihnen eine seltene Ruhe und Verklärtheit gibt. Jean Holschuhs Plastiken fesselten durch stark formale Auffassung, sein Triptichon „Verkündigung — Geburt — Flucht" als Relief ist großzügig und eindrucksvoll. Dagegen zeigte Edith von Sanden-Guja eine kleine Bronzeplastik „Zaunkönig" von seltener Schönheit.

Diese bedeutungsvolle Ausstellung war die dritte in anderthalb Jahren und ist im ganzen Bundesgebiet und im Ausland bereits ein Begriff der aus dem Osten Deutschlands vertriebenen, jetzt im ganzen Bundesgebiet verstreut lebenden Künstler geworden. Wie uns Ida Woltermann mitteilt, wird diese überzeugende Ausstellung mit einigen Änderungen und Ergänzungen vom 23. September bis 14. Oktober im Oberhessischen Museum in Gießen zu sehen sein.

Einen großen Erfolg der Ausstellung in Marburg bedeutet die Einladung zum April 1952 nach der Schweiz, die Ida Woltermann im Namen ihrer Berufskameraden dankbar angenommen hat. Wir wünschen diesen Künstlern die besten Erfolge.

A. N.

Der ostpreußischen Erde

Heimat, die mich auserkoren,
Heimat, da ich ward geboren,
Wo mein erstes Lächeln, Lallen
Weckt' der Eltern Wohlgefallen,
Kraftquell du, der Ahnen Zier,
Lebensformer auch von mir,
Spenderin des Edlen, Schönen,
Dir soll Preis und Dank ertönen.

Heimat, du mein Vaterland,
Wo einst meine Wiege stand,
Wunderbarster Edelstein,
Laß mich deiner würdig sein!

Ob deine Höhen schneebedeckt,
Des Meeres Weite Andacht weckt,
Die Pflugschar geht in grüner Au,
Empor zum Sternenzelt ich schau,
Ob deiner Wälder Pracht mir rauscht,
Der Flüsse Murmeln ich gelauscht,
Du, Heimat, meiner Seele Halt,
Zu dir zieht's mich mit Allgewalt.

Heimat, du mein Vaterland,
Wo einst meine Wiege stand,
Wunderbarster Edelstein,
Du sollst stets mir heilig sein!

Heimaterde, oft umstritten,
Deine Bräuche, frommen Sitten,
Geistesgröße hehr und stark
Wurzeln fest in meinem Mark.
Laß dein heilig' Feuer brennen,
Mich in Ehrfurcht stets dich nennen!
Tief verbunden alle Zeit
Preis' ich dich in Ewigkeit.

Heimat, du mein Vaterland,
Wo einst meine Wiege stand,
Wunderbarster Edelstein,
Bleib dir treu bis in den Tod.

Dr. M. Kobbert.